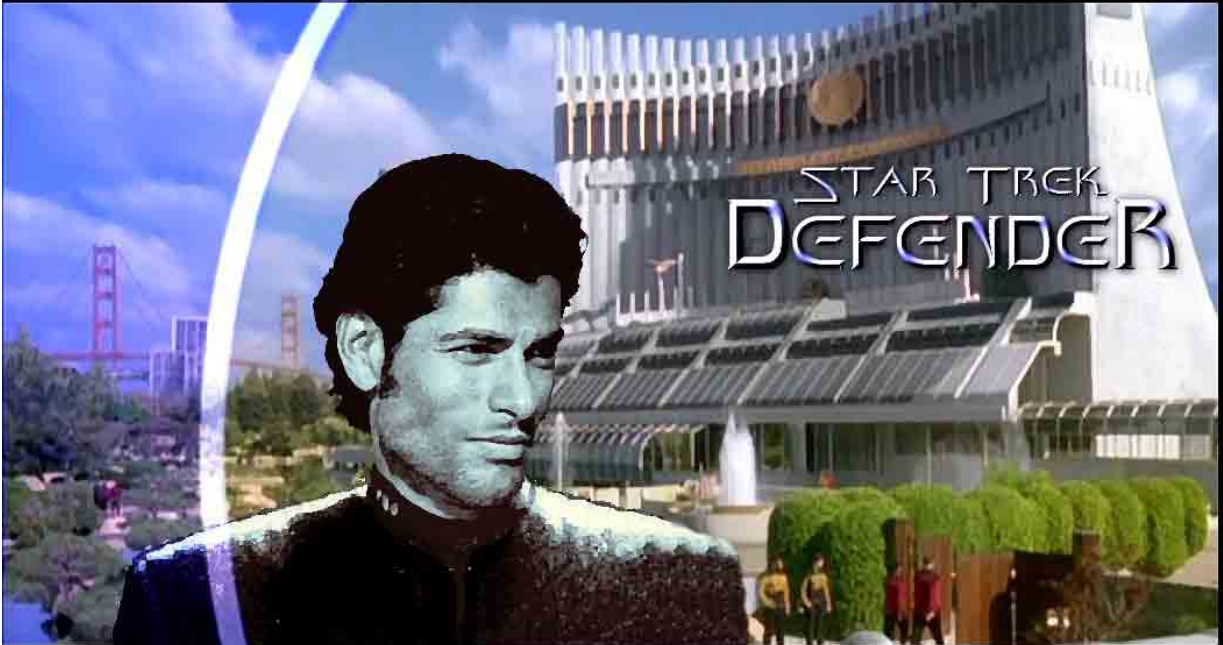




Adriana Wipperling



Hinter der Maske

Teil 1



2

# I M P R E S S U M

Adriana Wipperling

## STAR TREK DEFENDER

Episode 02:

„Hinter der Maske (Teil 1)“

Texterfassung und Layout: Adriana Wipperling

Illustrationen und Cover: Adriana Wipperling

2. überarbeitete Auflage Köln, Juli 2006

[www.st-defender.de](http://www.st-defender.de)

Kontakt: Adriana Wipperling  
Bennoplatz 10  
51103 Köln

Email: [awipper@gmx.de](mailto:awipper@gmx.de)

Diese Publikation ist ein nichtkommerzielles Fanzine.  
Im Sinne der Erhaltung der deutschen Fanszene ist der Nachdruck sowie die Veröffentlichung im Internet ohne Genehmigung durch die Autorin untersagt.

STAR TREK ist ein eingetragenes Warenzeichen der Paramount Pictures Corporation.  
Die Verwendung dieses Titels und damit verwandter Begriffe

verfolgt nicht die Absicht einer Urheberrechtsverletzung.

## Feuer

**M**enschen! Sie schrieten, sie tobten, sie stießen sich gegenseitig die Ellbogen in die Rippen ... es drängten sich viel zu viele von ihnen in dieser engen Seitengasse.

Lieutenant Commander Jeremy Prescott war stets überzeugt gewesen, Menschen zu mögen – aber in diesen Augenblick machten sie ihn nervös. Er umklammerte seine Dienstwaffe, deren Lauf glatt und kühl war. Sie fühlte sich gut an ... nach Sicherheit ... und Macht.

Prescott war leidenschaftlicher Fan einer gewissen Science Fiction Saga aus dem zwanzigsten Jahrhundert und hoffte, die Macht möge mit ihm sein. Er war überhaupt ein Fan des zwanzigsten Jahrhunderts. Zu dieser Zeit hatten Sicherheitsoffiziere noch Helme und Schilde getragen – keine lächerlichen, senfgelben Joggingoveralls. Prescott liebte die Sternenflotte, aber manchmal wünschte er, sie würden bessere Schneider beschäftigen.

Und in diesem Moment wünschte er, sie hätten die Erde nicht unter Kriegsrecht gestellt. Es war jedoch notwendig gewesen, denn Wechselbälger hatten das globale Energienetz sabotiert, um die Erde für den Fall einer Invasion wehrlos zu machen. Jedenfalls stand für Prescott außer Zweifel, dass es das Werk von Wechselbälgern war.

Nun hatten er und seine Einheit den Befehl, durch die Straßen von San Francisco zu patrouillieren und darauf zu achten, dass die Zivilisten sich an das Kriegsrecht hielten. Unruheherde aufzuspüren, gehörte dazu. So wie diesen hier ...

Ein unattraktiver Backsteinklotz in der Montana Street, zertrümmerte Fenster, aus denen Menschen irgendwelche Gegenstände warfen ... ziemlich nutzlose Gegenstände, wie Rollen selbstklebender Folie oder durch Molekularbindung haftende Wandhaken ... aber die Meute auf der Straße stützte sich darauf, als hinge ihr Leben davon ab. Es waren die Schwachen, Kranken und Alten ... diejenigen, die beiseite geschubst worden waren, als andere das Gebäude gestürmt hatten.

Prescott schlug frustriert mit der Hand nach seinem Kommunikator. „Wir können in absehbarer Zeit keine Verstärkung schicken – wie stellen die sich das vor? Natürlich weiß ich, dass alle Sicherheitstruppen der Sternenflotte im Einsatz sind ... trotzdem ... sollen sie sich den Spaß mal angucken! Ich zähle hier draußen schon über fünfzig Plünderer – und wer weiß, wie viele sich noch im Gebäude aufhalten ... Damit werden wir nicht fertig! Wir sind sechzehn Mann ... die zerquetschen uns doch wie die Fliegen, die lachen sich über uns kaputt ...“

„Wahrscheinlich haben sie überall auf der Welt die selben Probleme“, erwiderte Prescotts Stellvertreter, Lieutenant Beck, voller Resignation. „Schon die vierte Plünderung, seit sie uns den Strom abgestellt haben ... hoffentlich komme ich noch zu meinem Abendbrot! Oder ich fresse einfach die Regale im nächsten Supermarkt leer.“

„Falls noch was übrig ist“, gab Prescott zu bedenken.

„Muss ja ein phantastischer Laden sein“, meinte Beck. „Die Typen führen sich auf, als ob es hier goldgepresstes Latium gäbe!“

„Wohl kaum. Das hier ist Clancey's Superstore, ein Großmarkt für Heimwerkerbedarf.“

„Wollen die etwa ihre Wohnung renovieren? Damit würde ich aber warten, bis das Dominion wieder abgezogen ist.“

„Glauben Sie mir, da drin gibt es mehr als Tapeten und Wandfarbe!“ stieß Prescott hervor.

Wie zur Bestätigung schleppten zwei Männer einen Wechselstromgenerator heraus. Eine alte Frau wollte die Gelegenheit nutzen, um zur Tür hinein zu schlüpfen, doch der größere der beiden Männer stieß sie grob beiseite, so dass sie stolperte und fiel.

Prescott gab seinen Leuten einen stummen Befehl. Sie bahnten sich einen Weg durch die Mensentraube – auch mehr oder weniger brutal – und bauten sich vor den Plünderern auf.

Einer von Prescotts Männern half der alten Frau und Prescott räusperte sich. „Darf ich Sie daran erinnern, dass es gegen die Gesetze der Erde und der Föderation ist, was Sie hier tun?“

Der große Mann stieß ein abgehaktes Lachen aus.

Prescott ärgerte sich über diese Respektlosigkeit – und auch darüber, dass ihm kein intelligenter Spruch eingefallen war. Er besaß zwar Muskeln wie ein Stier, maß jedoch weniger als 1,70 Meter und war sich der traurigen Tatsache im Klaren, dass es Männer gab, die wesentlich einschüchternder wirkten, als er. Nichtsdestotrotz gab er sich Mühe, soviel Autorität wie möglich auszustrahlen. Er erlaubte sich ein spöttisches Lächeln, als er hinzufügte: „Und vor allem ist es gegen das neue Kriegsrecht! Also beweisen Sie Vernunft und bezahlen Sie das gute Stück morgen mit Ihrer Kreditkarte.“

Die Mienen der beiden Plünderer wurden zunehmend unfreundlicher. „Entschuldigen Sie bitte, Sir, aber wir leben nicht von Luft und Liebe!“ brauste der Kleinere auf. Das Wort „Sir“ zog er zwischen zusammengepressten Zähnen lang. „Hier funktioniert kein Replikator und nix mehr ...“

„Die Erde betreibt wie jeder zivilisierte Planet Vorratswirtschaft für Notfälle wie diesen“, entgegnete Prescott ruhig. „Ich nehme an, Sie haben Ihre Ration schon bekommen ...“

„Drei Konservendosen, zwei Kilo Nudeln, ein paar Brühwürfel und fünf Liter Wasser! Damit reicht man höchstens zwei Tage!“

„Bis dahin haben wir die Energieversorgung wieder hergestellt“, versicherte Prescott.

„Hoffen wir es“, warf der größere der beiden Plünderer dazwischen.

„Wir ziehen es vor, uns selbst zu helfen“, ergänzte der Kleinere.

„Für den Fall, dass wir – was ich für sehr unwahrscheinlich halte – die Energie bis morgen nicht wieder eingeschaltet kriegen, sind schon Raumschiffe von anderen Föderationswelten unterwegs, um zu helfen.“

„Wie ich schon sagte: Wir ziehen es vor, uns selbst zu helfen. Was wollen Sie also tun, Sir? Uns verhaften?“

„Wenn Sie Ihre Beute ...“ Prescott zeigte auf den Generator. „... wieder dort hinbringen, wo sie hingehört, sehen wir davon ab.“

Die beiden Langfinger sahen sich ratlos an.

Ein Kreis von Schaulustigen hatte sich um sie versammelt, doch in diesem Moment drängten weitere Plünderer aus dem Gebäude – und das war wesentlich interessanter. Die Menschen, die leer ausgegangen waren, stürzten sich auf sie, es kam zu einem Handgemenge, die Sternensquadrenoffiziere mussten eingreifen und ihnen blieb am Ende nichts weiter übrig, als ihre Kampfsportkünste einzusetzen oder allzu hemmungslose Subjekte mit Phasern zu betäuben. Lieutenant Beck richtete seine Waffe auf einen hünenhaften rothaarigen Kerl, der einen glatzköpfigen, hageren Bürovorsteher-Typen am Arm über den Boden schleifte, weil dieser versucht hatte, eine Packung Dilicium-Batterien aus seiner Jackentasche zu stehlen.

Beck hatte nicht mitbekommen, dass bei der allgemeinen Prügelei eine Zwei-Liter-Flasche Farbverdünnung zu Bruch gegangen war ... dass bei 28°C Außentemperatur schnell explosive Dämpfe aufstiegen ... Als der beißende Chemikalien-Geruch Prescott in die Nase stieg, war es bereits zu spät. „Nicht schießen! Stoop!“ brüllte er gegen den enormen Geräuschpegel an. „Beck, Waffe runter!“

Aber der gleißende Energiestrahle schnitt sich gelb und grell durch die Luft ... und die Luft brannte. Ein orangeroter Feuerball fraß die Menschen um sich herum. Prescott hörte grässliche Schreie, während er sich reflexartig zu Boden warf und sein Gesicht mit den Händen schützte. Ein heißer Wind, der direkt aus der Hölle zu kommen schien, versengte seine Handflächen und

sein Haar. „Beck?“ krächzte er, während seine Brust sich vor Angst zusammenzog. „Hargrove? Tyler?“ Er rief den Namen jedes Einzelnen seiner Offiziere. Dichter schwarzer Rauch brannte in seinen Augen und machte ihn praktisch blind. Er hörte, wie eine junge Frau aus seiner Truppe die Feuerwehr rief, und dachte daran, ihr bei Gelegenheit eine Belobigung auszusprechen. Ein ziemlich unpassender Gedanke in einem Moment, wo überall um ihn herum Verletzte stöhnten und schriegen ... darunter womöglich seine eigenen Leute.

Er stolperte über etwas und erkannte mit Entsetzen, dass es eine verkohlte Leiche war. Ein trockenes Schluchzen würgte ihn. „Gott, wie konnte es dazu gekommen? Was haben wir nur getan ...“ ratterte es pausenlos in seinem Kopf.

Dort lag ein Toter, den er auf dem Gewissen hatte. Oder eine Tote. Ob es ein Mann oder eine Frau war, konnte er nicht feststellen.

Die Feuerwehr und ein Team von Notärzten beamten augenblicklich zu Unglücksort. Ein Glück, dass die Raumstationen im Orbit eine eigene Energieversorgung besaßen!

Prescott und Beck ließen sich zitternd auf einer Blumenrabatte nieder. Beck hatte Brandblasen im Gesicht und Tränen in den Augen. Es dauerte ein oder zwei Minuten, bis sie sich soweit gefasst hatten, dass sie den Sanitätern zur Hand gehen konnte. Während sie wimmernde Brandopfer auf Tragen hoben, waren ihre Finger taub und steif.

„Was war das überhaupt für ein Teufelzeug, das da explodiert ist?“ krächzte Lieutenant Beck mit ungewöhnlich hoher, brüchiger Stimme.

„Keine Ahnung ... irgendein Lösungsmittel“, antwortete Prescott lethargisch.

„Was, zur Hölle, wollten sie damit anfangen?“

„Es brennt gut.“ Der Sarkasmus in Prescotts Worten war fast so beißend wie der Rauch.

„Also heizen? Oder sich ihre eigene Gulaschkanone basteln?“

„Nehme ich an.“

„Warum haben Sie nicht einfach auf uns vertraut, diese Rindviecher! Wir hätten sie doch nicht verhungern lassen! Was haben die gedacht, verdammt noch mal?!“

„Es sind Amerikaner. Sie halten Eigeninitiative für eine Tugend“, erwiderte Prescott düster. „Immer noch ... obwohl es fünfhundert Jahre her ist, dass sie die Indianer abgeknallt und sich das Land untertan gemacht haben.“

Sie sahen dem Notarzt-Shuttle nach, das mit den Schwerverletzten an Bord in den rauchverschleierten Himmel aufstieg. Die Leichtverletzten wurden an Ort und Stelle behandelt. Eine Frau kniete auf dem Straßenpflaster und wurde von Weinkrämpfen geschüttelt. Prescott legte eine Decke um ihre Schultern und versuchte, sie zu trösten – doch sie schlug seine Hand weg und funkelte ihn wütend an. Ihr Blick drückte pure Verachtung aus.

„Das habe ich wohl verdient“, dachte Prescott, als er rückwärts taumelte.

# Captain Lairis' Alptraum

Captain Lairis Ilana kniete am Rand einer tiefen Schlucht und blickte in das angstverzerrte Gesicht eines Jungen, der sich mit letzter Kraft an einen Felsvorsprung klammerte. Es war ein Mensch, höchstens achtzehn Jahre alt, mit asiatischen Gesichtszügen. Seine Füße baumelten über einem gähnenden Abgrund. Der Nebel am Grund der Schlucht verhüllte ihre wahre Tiefe.

„Ganz ruhig, Kadett, zappeln Sie nicht so rum! Nehmen Sie meine Hand ...“

„Lassen Sie mich nicht fallen, Captain! Bitte ...“

„Natürlich nicht!“ Lairis schüttelte heftig den Kopf. „Los, nehmen Sie meine Hand! Suchen Sie mit den Füßen nach einer Spalte im Fels, wo Sie sich abstützen können!“

„Ich kann nicht“, wimmerte der Junge.

„Sie müssen! Ja, ich weiß, Sie haben Angst – aber ich kriege Sie nicht hochgezogen, wenn Sie nicht ein bisschen mithelfen! Ich bin nur eine Frau und kein Kran, verdammt!“

Der Junge kniff die Augen zu. Seine Finger lösten sich zögerlich vom steinigen Untergrund.

„Na bitte, es geht doch! Sie machen das ganz hervorragend!“ ermunterte in Lairis.

Als sie seine Hand ergreifen wollte, lächelte er mit geschlossenen Augen. Sein Arm verwandelte sich in einen Tentakel aus schimmerndem braunem Gallert, der sich um Lairis wickelte und sie in die Tiefe riss. Sie schrie, als sie in den Abgrund stürzte und sich dabei mehrmals überschlug. Die Nebel teilten sich und aus dem Boden der Schlucht führen plötzlich ein Dutzend blitzblanke Metallspitzen ... wie in einem makaberen Jump-and-Run-Holo. Doch anders als die Helden in diesen Spielen hatte Captain Lairis Ilana nicht die geringste Chance, sich zu retten. Wenn sie nicht beim Aufprall starb, würden die Metallspieße sie töten und ihr zumindest unvorstellbare Schmerzen zufügen ...

In diesem Augenblick wich die bizarre Szene einer weißen Wand. Lairis blinzelte ein paar Mal, weil sie sich an das helle Licht gewöhnen musste.

„Captain! Bin ich froh, dass Sie aufgewacht sind!“ Ein wabernder schwarzer Fleck, der sich in das markante dunkle Gesicht eines Sternenflottenarztes verwandelte. „Geht es Ihnen nicht gut?“ Eine warme, besorgte männliche Stimme, die gut geeignet war, Vertrauen einzuflößen.

Aber Captain Lairis reagierte nicht. Sie hob mit angehaltenem Atem ihre Hand und war offensichtlich erleichtert, dass die Haut glatt und unverletzt war. Ihre Herz und Hirnströme beruhigten sich allmählich. Lairis strich ihre langen, kastanienbraunen Haare aus dem Gesicht und richtet sich unbeholfen auf. „Nein, alles in Ordnung ... Doktor ...?“

„Ron Tygins. Ich übernehme Ihre medizinische Betreuung, bis ich auf die LAKOTA zurückbeordert werde.“

Lairis nickte nur.

„Ich bin gar nicht so überzeugt, dass es Ihnen gut geht“, erklärte Tygins offen.

Lairis schüttelte den Kopf. „Es war nichts ... nur ein Alptraum.“

„Kein Wunder, was Sie erlebt haben, war traumatisch.“ Mitfühlend strich Doktor Tygins über die Schulter seiner Patientin. Er wusste nicht viel über die Krankheit, mit der die Wechselbälger Captain Lairis infiziert hatten ... nur, dass sie extrem schmerzhaft verlief.

„Ich frage mich, weshalb ich Raymond als Wechselbalg gesehen habe ...“ Lairis fing den fragenden Blick des Doktors auf und schilderte ihren Traum.

„Raymond? Sie meinen den Sohn dieses Captains, der in Antwerpen getötet wurde? Wer weiß, vielleicht geben Sie ihm unterschwellig die Schuld an dem, was Ihnen widerfahren ist ...“

„Wie kommen sie darauf?“ hakte die Bajoranerin unwirsch nach.

„Ihr Ingenieur sagte, Raymond hätte Sie angerufen, kurz bevor Sie ... verschwunden sind.“

„Die Sternenflotte hatte gerade sein Haus auf den Kopf gestellt. Er hat mich angerufen, weil er mir vertraut und weil er dachte, ich würde einen Sinn dahinter erkennen.“

„Was haben sie gesucht?“ fragte Tygins mit einem Stirnrunzeln.

„Eine Sicherheitsbox, die Raymonds Vater gehört hat.“

„Ich schätze mal, da waren irgendwelche Geheimdokumente drin ...“

Lairis zuckte die Schultern. „Diese Formwandler haben mich und Raymond entführt, weil sie dachten, ich wüsste es.“

„Aber Sie wussten gar nichts?“

„Nein“, erwiderte Lairis nach einer kleinen Pause. Ihr Gefühl sagte ihr zwar, dass sie Tygins vertrauen konnte, aber ihr Verstand riet ihr, nicht zu viel zu erzählen. Diese Sicherheitsbox durfte auf keinen Fall in falsche Hände geraten – und „falsche Hände“ vermutete sie auch unter den Kumpanen Laytons. Ihre Ideen, wo die Box versteckt sein könnte, hatte sie für sich behalten – trotz aller Qualen, die die Wechselbälger ihr zugefügt hatten.

„Ich nehme an, ich bin im Krankenhaus ...“ Sie sah sie gründlich um. „Und ich habe sogar ein Einzelzimmer – Welch ein Service!“

„Sie sind in einem Krankenhaus der Sternenflotte, ja.“

„Wie lange war ich weg?“ Lairis richtete einen fragenden Blick aus großen, braun-grünen Augen auf den dunkelhäutigen Arzt.

„Zwei Tage.“

„Du lieber Himmel!“ stöhnte die Bajoranerin.

„Nun ja, Captain, Sie waren ziemlich schwer krank ...“

„Wie geht es Kadett Kitamura?“

„Bestens. Ein Counselor kümmert sich um ihn.“ Tygins musterte seine Patientin aus den Augenwinkeln. „Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, Captain, aber ich rate Ihnen auch, einen aufzusuchen, wenn Ihre Alpträume schlimmer werden.“

„Danke, kein Interesse“, erwiderte sie freundlich, aber bestimmt. „Ich habe es überlebt, es ist vorbei und ich möchte nicht darüber reden.“

Tygins überlegte, ob er Lairis erzählen sollte, dass die globale Energieversorgung durch Formwandler sabotiert worden war, entschied sich jedoch, die Bajoranerin in ihrem geschwächten Zustand nicht mit derart schlimmen Nachrichten zu erschrecken. „Captain, Ihre Tochter wartet auf Sie“, verkündete er stattdessen.

Zum ersten Mal seit ihrem Erwachen lächelte Captain Lairis.

Tygins drehte sich noch einmal um, bevor der den Raum verließ. „Ach ja, Captain ... alles, was Ihre Krankheit betrifft, unterliegt strengster Geheimhaltung. Das ist übrigens auch der Grund für Ihr Einzelzimmer. Wir wollen schließlich vermeiden, dass eine Panik ausbricht.“

„Verstanden“, erwiderte Lairis. „Ich behalte meine faszinierende Krankengeschichte für mich.“

Ein kleines Lächeln erschien auf dem Gesicht des Doktors. „Ist noch jemand eingeweiht?“

„Mein Chefingenieur und mein Erster Offizier. Und meine Tochter wahrscheinlich.“ Lairis hob die Augenbrauen und scherzte: „Sie werden sie doch nicht eliminieren, oder?“

„Wenn sie den Mund halten, nicht.“

„Interessant, jemandem zu begegnen, dessen Humor noch schwärzer ist, als meiner.“

Der Doktor lächelte immer noch, aber seine Augen waren ernst.

Kaum war er gegangen, schlüpfte Julianna Lairis hinein. Es war offensichtlich, dass sie etwas hinter ihrem Rücken versteckt hielt.

„Komm her, Kleines“, rief Lairis Ilana und umarmte ihre Tochter.

„Ich hab dir was mitgebracht, Mom!“

„Hoffentlich keinen Blumenstrauß!“

Julianna zog einen Schmollmund. „Wofür hältst du mich! Ich weiß, du hasst tote Pflanzen.“

„Ich fürchte, Jerad wäre so dämlich, mir welche zu bringen“, murrte die Bajoranerin.

„Möglich wär’s“, erwiderte Julianna unverblümt.

Jerad war Lairis Ilanas Erster Offizier und heimlicher Geliebter. Er hatte sich eine geschlagene Viertelstunde mit einem Wechselbalg in ihrer Gestalt unterhalten und keinerlei Verdacht geschöpft. So zweifelte Lairis mittlerweile an der Tiefe dieser Beziehung.

„Hat er mich besucht?“ fragte sie betont beiläufig.

„Er hat stundenlang an deinem Bett gewacht, als du aus dem OP gekommen bist!“

„Ist das dein Ernst?“

„Klar.“ Julianna nickte. „Die Frage ist, ob er sich noch mal blicken lässt, wenn er weiß, dass du aufgewacht bist.“

„Das wird er wohl nicht wagen.“ Lairis wechselte lieber das Thema: „Also, was hast du mir mitgebracht, Schätzchen?“

Julianna gab ihr ein Päckchen, das sie neugierig öffnete. Zwei altertümlich aufgemachte Papierbände kamen zum Vorschein. Lairis strahlte und fiel ihrer Tochter erneut um den Hals. „Zwei Rana-Tel Comics, die ich noch nicht kenne! Ich danke dir! Wo hast du die her, Kleines?“

„Übers bajoranische Datennetz bestellt. Ich wollte sie dir eigentlich zum Geburtstag schenken, aber ... naja ... ich schätze, dass du noch ein paar Tage hier ... ähm ... verweilen musst. Und wenn du was zu lesen hast, bleibst du wenigstens im Bett.“ Das Mädchen grinste.

„Wirklich clever!“ Lairis wusste nicht, ob ärgerlich oder gerührt sein sollte. Sie entschied sich für letzteres und blätterte fasziniert in einem der dicken, mit kunstvollen Federzeichnungen illustrierten Bände.

„'Rana Tel und das Geheimnis der Feuerhöhlen' schließt genau an den Band an, den du als Letztes gelesen hast“, erklärte Julianna eifrig. „'Rana Tel und der Schatten des achten Mondes' bringt dann die Pah-Geister-Handlung zum Ende. Du weißt doch, Rana Tels Freundin Tira Mar ist von einem Pah-Geist übernommen worden ... Tja, nun bietet sie Rana ihre Hilfe an und er überlegt ernsthaft, ob er sich der Kräfte des Bösen bedienen soll, um seinem Volk im Kampf gegen die Cardies zu helfen ...“

„Und? Tut er es?“

„Ja, aber das geht nicht gut. So viel kann ich dir schon mal verraten.“

„Vielleicht sollte ich dieses Buch einfach nehmen und Layton auf den Tisch packen – natürlich erst, nachdem ich es selbst gelesen habe.“

„Admiral Layton? Ich bezweifle, dass er Bajoranisch lesen kann.“

„Gibt es eine Übersetzung?“

„Soviel ich weiß, nicht.“

„Schade.“

„Der Zweck, der die Mittel heiligt, wird von den Mitteln überwältigt“, zitierte Julianna mit nachdenklichem Blick.

„Aha, von wem stammt diese Weisheit? Sarek von Vulkan?“

„Hannah Arendt von der Erde.“ Julianna grinste. „Du solltest wirklich mehr Bücher lesen, Mom.“

„Und wer kämpft dann gegen die bösen Formwandler?“

„Die werden doch auch mal Pause machen, oder?“

Pause? Von wegen! Lairis Ilanas Miene verfinsterte sich. Schlimme Erinnerungen drohten sie zu überwältigen ... Captain Kitamuras Sohn, wie er an einen Betonpfeiler gefesselt war und ein Hypospray mit tödlichen Viren sich an seiner Halsschlagader entleerte ... hässliche, rote Platz-



wunden auf ihrem ganzen Körper ... Schmerzen, von denen ihr fast übel wurde ... tödliche Metallspeere am Boden einer Felsschlucht ...

„Alles okay? Du siehst aus, als würdest du gleich umkippen!“ bemerkte Julianna entsetzt.

„Nein, keine Angst.“ Das Lächeln wollte ihr diesmal nicht so recht gelingen.

„Ich gehe bestimmt nie zur Sternenflotte“, seufzte ihre Tochter.

„Ach, meistens macht der Job sogar Spaß.“

Julianna setzte sich auf die Bettkante und legte einen Arm um ihre Mutter. „Ich bin jedenfalls echt froh, dass du dich von dieser fiesen Krankheit so gut erholt hast ...“

Doktor Tygins' Worte kamen Lairis in den Sinn. „Es ist besser, du erzählst niemandem, dass es ein Virus war. Unbekannte Krankheiten machen die Menschen viel zu nervös.“

Julianna nickte. „Besonders, da niemand den Planeten verlassen darf. Wenn die Leute auch noch Angst haben müssen, dass eine Epidemie ausbricht, drehen sie durch.“

„Was?“ Lairis warf ihrer Tochter einen scharfen Blick zu.

Das Mädchen presste beide Hände auf den Mund. Ihre Augen wurden riesengroß. „Stimmt, das hast du ja gar nicht mitgekriegt! Oh Sch...“

„Was?“ wiederholte Lairis, diesmal noch eine Spur schärfer. „Wieso darf niemand den Planeten verlassen?“

„Weil die Erde unter Ausnahmezustand steht“, antwortete Julianna kleinlaut. „Die Energie ist plötzlich auf dem ganzen Planeten ausgefallen, wahrscheinlich durch Sabotage ...“

Lairis atmete heftig ein und aus. „Als wir aus diesem schneckenverseuchten Park gekommen sind und die Lichter der nächsten Stadt nicht sehen konnten, ahnte ich schon, dass etwas nicht stimmt ...“

„Was hast du daraufhin gemacht?“ fragte Julianna angespannt.

„Ich bin ohnmächtig geworden“, antwortete sie. Auf Juliannas erschrockenen Blick hin verzog sie ihren Mund zu einem schiefen Lächeln. „Weil ich auf eine Nacktschnecke getreten bin.“

Ihre Tochter kicherte unbeherrscht los und Lairis fiel in ihr Lachen ein. Für ein paar kostbare Sekunden dachte sie nicht an das Dominion, den Ausnahmezustand oder ihren merkwürdigen Traum.

# Kriegsrecht

Zweieinhalb Stunden später hatte Lairis beide Rana-Tel-Comics ausgelesen. Julianna hatte sich geirrt: Diese Lektüre war viel zu leicht, um Captain Lairis Ilana dauerhaft ans Bett zu fesseln. Eine Unterhaltung auf dem Gang weckte plötzlich ihr Interesse, denn sie erkannte die Stimmen: eine gehörte Doktor Tygins, die andere Lieutenant Commander Prescott.

Die Tür stand einen halben Meter weit offen, weil die Automatik nicht funktionierte.

„... muss den Captain sprechen, es ist wichtig!“ Das war Prescott.

„Und ich sage, es kann warten. Wir sollten ihr diesen Schock ersparen, bis sie wieder kräftiger ist“, entgegnete Tygins in einem Tonfall, der keinen Widerspruch zuließ.

Schock? Nun wurde die Bajoranerin erst recht hellhörig. Aus dem Paradies, das die Erde einst gewesen war, hatte Layton ein großes Gefängnis gemacht ... Verfluchte Wechselbälger! Konnte es noch schlimmer kommen? Außerdem mochte es Lairis überhaupt nicht, wenn über ihren Kopf hinweg Entscheidungen gefällt wurden, die ihre eigene Person betrafen. Daher rührten auch die meisten ihrer Schwierigkeiten mit der Sternenflotte.

Sie hatte es mit einem Mal sehr eilig, aus dem Bett zu kommen, zerrte das nächstbeste Kleidungsstück aus der Tasche, die Julianna ihr gebracht hatte, und streifte es über. Es war ein ärmelloses schilfgrünes Kleid, das knapp über ihren Knien endete. Dann fuhr sie schnell mit der Bürste durch ihr langes Haar. Ihre Beine fühlten sich fremd und ihre Arme kraftlos an.

So trat sie mit unsicheren Schritten auf den Flur hinaus und fing sich ein missbilligendes Stirnrunzeln von Dr. Tygins ein. „Ich habe nicht gesagt, dass Sie schon aufstehen dürfen, Captain!“

„Sie haben es aber auch nicht verboten.“ Die Bajoranerin lächelte unschuldig.

„Raumschiffcaptains sind wirklich die schlimmsten Patienten!“

„Sie meinen, abgesehen von Ärzten?“

Doktor Tygins wurde zu einer Visite gerufen und entfernte sich grummelnd.

Prescott sagte gar nichts, sondern starrte die Frau nur mit großen, leuchtenden Augen an.

Lairis hatte offenbar vergessen, wie ihr Kleid auf Männer wirkte, denn sie bemerkte ironisch: „Was ist, Commander? Sie sehen sicher auch nicht besser aus, wenn Sie gerade aus dem Krankenbett gekrochen kommen.“

„Ganz bestimmt nicht, Captain“, versicherte Prescott eilig.

„Sie wollten mich sprechen? Wie Sie sehen, habe ich viel Zeit – also legen Sie los!“

Er folgte ihr ins Zimmer und sie setzten sich an einen kleinen viereckigen Tisch in der Ecke.

Lairis machte trotz ihrer Blässe keinen sonderlich geschwächten Eindruck, also atmete Prescott tief durch und berichtete mit flacher Stimme von der Katastrophe bei Clancey's Superstore.

„Oh nein!“ rief Lairis und wurde noch blasser. „Wie viele Tote und Verletzte?“

„Vier Tote und achtzehn Schwerverletzte, darunter sechs Offiziere der Sternenflotte.“

Lairis' Gesichtsfarbe wechselte von weiß zu hellgrün. Sie schien regelrecht in sich zusammenzusinken und Prescott bereute nun, dass er ihr die Tragödie in allen Details geschildert hatte.

„Danke, Commander, ich bin froh, dass Sie mich nicht in Watte packen“, erwiderte sie tapfer. „Wenn Sie meine Meinung wissen wollen: Ich denke nicht, dass Sie und Ihre Offiziere irgendeine Schuld trifft. Allerdings war ich nicht dabei, also kann ich Sie auch nicht vor Gericht entlasten ... falls es tatsächlich zu einer Verhandlung kommen sollte.“

„Das habe ich auch nicht erwartet, Captain ... Es ist nur ... Sie sind meine Vorgesetzte und ich dachte, ich sollte Sie davon unterrichten.“

„Damit haben Sie auch völlig recht“, bestärkte ihn Lairis mit leerem Blick.

„Captain, darf ich offen sprechen?“

„Hm, erfahrungsgemäß folgen auf diesen Satz meistens irgendwelche unangenehmen Wahrheiten, Commander ... aber meinetwegen sprechen Sie offen.“

Prescott lächelte flüchtig. „Ich habe den Eindruck, Sie fühlen sich verantwortlich für dieses Unglück ... Das ist Quatsch! Sie trifft nun wirklich keine Schuld – im Gegensatz zu mir.“

„Prescott, Sie vergessen, dass Ihre Einheit meinem Oberkommando untersteht!“

„Aber Sie lagen noch im Koma, als es passierte!“

„Das stimmt ... trotzdem ... alles läuft aus dem Ruder. Als wäre mein neuer Posten verflucht!“

*Bajoraner!* dachte Prescott in einer spöttischen Anwendung.

„War das alles, Commander?“

„Nein, nicht ganz, Captain ...“ Sein rechter Mundwinkel zuckte nervös und statt Lairis anzusehen, studierte er die Struktur der Rauhfasertapete. „Ich ... ich möchte meinen Dienst quittieren.“

„Nun machen Sie mal halblang, Prescott!“

„Captain, bei allem Respekt ... wenn Sie dabei gewesen wären ... wenn Sie gesehen hätten, was ich gesehen habe ...“

„Würde ich trotzdem nicht gleich das Handtuch werfen! Wird denn irgendeines der Opfer wieder lebendig, wenn Sie den Dienst quittieren? Schlafen Sie tatsächlich ruhiger, wenn Sie Ihre Uniform an den Nagel hängen? Ich kann Sie sehr gut verstehen, Prescott ... ehrlich gesagt, hatte ich schon mehr als genug Schuldgefühle in meinem Leben ... Aber Sie haben mir selbst erklärt, dass die Sternenflotte jetzt schon zu wenig Leute hat, um überall für Recht und Ordnung zu sorgen. Die lokale Polizei ist sowieso überfordert ...“

„Welche Polizei? So was haben wir früher auf der Erde kaum gebraucht“, murmelte Prescott.

„Eben.“

„Für Recht und Ordnung sorgen ... ich bin mir nicht sicher, ob ich das noch will.“

„Es geht hier nicht darum, was Sie wollen, Commander!“ entgegnete Lairis hart. „Die Sternenflotte braucht Sie, die Menschen auf der Erde brauchen Sie ... und ich brauche Sie. Sie sind ein fähiger Offizier – also geben Sie nicht einfach auf!“

Prescott sah Lairis mit einer Mischung aus Frust und Dankbarkeit an. „Sie haben Recht, ich sollte die Sternenflotte nicht aufgeben. Vielleicht kann ich irgendwann vergessen.“

„Vergessen werden Sie dieses Unglück nie“, gab Lairis traurig zurück. „Aber Sie werden aus Ihren Fehlern lernen. Und aus den Fehlern anderer, was wesentlich bequemer ist.“

„Danke, Captain, das werde ich mir merken.“

„Machen Sie das. Wegtreten, Commander!“

Prescott verweilte noch lange auf dem Balkon und ließ seinen Blick über San Francisco schweifen. Die Ostfront des Gebäudes zeigte nicht auf das Akademiegelände, sondern auf die ganz normalen Straßen der Stadt. Sie sah so friedlich aus, beinahe idyllisch ... Selbst die gelb uniformierten Sicherheitsoffiziere, die aus dem sechsten Stock betrachtet kaum größer als Meerschweinchen wirkten, störten diesen Eindruck nicht.

Aber auch das Wort „Friedhof“ kam von „Frieden“.

„Alle mal herhören!“ dröhnte es plötzlich vom Himmel herab, so dass Prescott erschrocken zusammenzuckte. Es war unmöglich, festzustellen, woher die Stimme kam – aber sie sorgte dafür, dass seine Nackenhärchen senkrecht standen. „Meine sehr verehrten Damen und Herren, Hermaphroditen, Formwandler und künstliche Intelligenzen! Hier spricht das Sicherheitskommando der Sternenflotte. Auf Befehl Admiral Laytons wird die Ausgangssperre erweitert und gilt jetzt rund um die Uhr.“

Entnervtes Stöhnen, aufgeregtes Schnattern und ungläubiges Schimpfen drang aus den Straßen und den Gängen des Krankenhauses. „Prima, die Formwandler werden sich besonders gern daran halten“, bemerkte eine weibliche Stimme voller Sarkasmus.

Prescott fuhr herum. Er hatte nicht mitbekommen, dass Captain Lairis ihm Gesellschaft leistete, und er fragte sich, ob es alle bajoranischen Ex-Freiheitskämpfer so gut verstanden, sich heimlich anzuschleichen. Doch eine Sekunde später wurde ihm klar, weshalb er die Ankunft von Lairis nicht bemerkt hatte: Das Dröhnen vom Impulstriebwerken schwoll an und ein Gleiter der Sternenflotte bewegte sich im Tiefflug über der Stadt.

Ein Räuspern kam aus dem Com-System des Gleiters, dann fuhr die körperlose Stimme fort: „Ich bitte Sie, die Ruhe zu bewahren. Diese Maßnahme dient zu Ihrer eigenen Sicherheit, liebe Mitbürger! Nach einer schweren Brandkatastrophe bei Clancey’s Superstore hat die Admiralität beschlossen, energischer gegen Unruhen und Plünderungen vorzugehen und das Übel an der Wurzel auszureißen. Vielen Dank für Ihr Verständnis.“

„Wie kommen sie darauf, dass wir dafür Verständnis haben?“ murrte Lairis. „Entschuldigen Sie mich, Commander.“ Mit einer Miene, als wollte sie jemandem den Hals umdrehen, eilte sie davon und Prescott fragte sich besorgt, was sie vorhatte.



Lairis betrat das Hauptgebäude und kochte vor Wut. Ein paar Sicherheitsoffiziere hatten versucht, sie aufzuhalten, weil sie sie für eine Zivilistin hielten – aber sie wurden recht unflätig auf ihren Irrtum hingewiesen.

Admiral Layton befand sich in seinem Büro, das im Schein der vielen Kerzen eher einer Kirchenkrypta glich als einem Raum im Hauptquartier der Sternenflotte. Captain Benjamin Sisko, der neue Chef der Sicherheit auf der Erde, war ebenfalls anwesend.

Der Admiral lächelte freudlos. „Ah, Captain Lairis! Wie schön, dass sie wieder wohlauf sind!“

Die Bajoranerin hätte beinahe höhnisch gelacht.

„Also, was kann ich für Sie tun?“

Lairis atmete mehrmals tief durch, um sich zu beruhigen. „Ich möchte mit Ihnen über die Ausgangssperre sprechen, Sir.“

Layton hob die Augenbrauen. „Ach ja?“

Die Bajoranerin überlegte einen Moment, wie sie ihre Bedenken am diplomatischsten formulieren sollte. „Kann ich offen sprechen?“ fragte sie schließlich.

„Meinetwegen“, antwortete Layton. Sein Gesicht blieb dabei völlig ausdruckslos.

„Ich verstehe durchaus Ihre Beweggründe, Sir ...“ begann sie. „Allerdings bezweifle ich sehr, dass eine Ausgangssperre rund um die Uhr angemessen ist. Wenn man bedenkt, dass die Erde das Zentrum der Föderation ist und der Ausnahmezustand ausgerufen wurde, um die Bevölkerung zu schützen ...“

„Ich fürchte, Sie verdrehen ein wenig die Tatsachen, Captain“, fuhr Layton dazwischen.

„Meinen Sie?“ konterte Lairis. Ihre Stimme klang noch immer ruhig und distanziert, doch ihre Augen begannen schon wieder entrüstet zu funkeln. „Admiral, ich kann nur ahnen, was sich da draußen abspielt ... aber für einer Zivilisation, die so computerabhängig ist, wie diese, hat ein planetenweiter Energieausfall verheerende Folgen!“

„Nichts für ungut, Captain – die Versorgung der Bevölkerung ist gesichert.“

„Bei allem Respekt – so wie es aussieht, hat die Sternenflotte kaum genug Leute, um die planetare Ordnung aufrechtzuerhalten! Wie wollen wir also sichergehen, dass jedes abgelegene Präriedorf rechtzeitig mit Nahrung und Wasser versorgt wird? Ganz zu schweigen von der Heizung in den Teilen der Erde, wo jetzt Winter ist ... Die Menschen sind gezwungen, sich selbst zu helfen – aber das können sie nicht, wenn man sie in ihren Wohnungen einsperrt! Sie müssen

sich doch wenigstens ihre Versorgungsgüter abholen! Oder wollen wir Kadetten mit Rucksäcken von Haus zu Haus schicken ...“

„Seien Sie nicht naiv, Captain!“ unterbrach der Admiral sie ungehalten. „Sie haben bei Clancy's gesehen, was dabei rauskommt, wenn Zivilisten sich selbst helfen.“

„Was bei Clancy's passiert ist, war grauenvoll – aber wenn wir den Menschen auch noch das letzte bisschen Freiheit nehmen, haben wir irgendwann einen Aufstand am Hals! So weit kommt es nämlich, wenn man Autorität mit Terror verwechselt. Genau aus diesem Grund haben sich die Cardassianer auf Bajor immer wieder blutige Nasen geholt.“

„Ich bitte Sie, Lairis – Sie vergleichen mich doch nicht etwa mit einem Cardassianer!“

„Natürlich nicht, Entschuldigung, Sir! Ich wollte damit nur sagen: Die Plünderungen halten sich in Grenzen, so lange die Leute tagsüber raus können, um einzukaufen, in den Restaurants zu essen, Holz für ihre Kamine zu sammeln ... Mit einer nächtlichen Ausgangssperre bin ich ja durchaus einverstanden, aber ...“

„Bei einer ganztägigen Ausgangssperre wird es kaum noch Zivilisten auf den Straßen geben, die uns Ärger machen“, wandte der Admiral nüchtern ein.

„Natürlich, die braven Bürger werden sich an die Ausgangssperre halten – aber das sind wohl nicht dieselben, die Clancy's Superstore überfallen haben“, konterte Lairis. „Eine Ausgangssperre auf dem ganzen Planeten durchzusetzen, dürfte bei unserer Personaldecke schwierig sein.“

„Wollen Sie damit andeuten, dass Sie Ihrer Aufgabe als regionale Sicherheitschefin nicht gewachsen sind? Wenn das so ist, suche ich mit jemanden, der es kann!“

Es war Lairis anzusehen, wie ihre Selbstbeherrschung von einer Sekunde zur anderen bröckelte. Ihre Finger verknoteten sich vor der Brust.

„Captain, ich würde an Ihrer Stelle abwarten, was passiert“, mischte sich zum ersten Mal Sisko ein. „In ein oder zwei Tagen ist die Energieversorgung wieder hergestellt. Vielleicht wird alles halb so schlimm.“ Er sagte dies nicht, weil er Laytons Meinung war, sondern weil er verhindern wollte, dass die Bajoranerin sich noch mehr aufregte. Wenn er die Lage richtig einschätzte, stand Lairis nämlich schon mit einem Fuß vorm Kriegsgericht.

„Zwei Tage ohne Nahrung, Wasser und Heizung können ganz schön lang sein“, gab sie zu bedenken.

„Captain, wie lange mussten Sie während Ihrer Zeit beim bajoranischen Widerstand manchmal ohne Nahrung und Wasser überleben?“ fragte der Admiral.

„Gut, das waren manchmal mehr als zwei Tage“, erwiderte Lairis. „Trotzdem! Was man Guerillakämpfern zumuten kann, sollte man noch lange nicht Zivilisten zumuten!“

„Wenn es zum Krieg mit dem Dominion kommt, werden wir der Zivilbevölkerung noch ganz andere Härten zumuten müssen“, entgegnete Layton ungerührt.

Lairis konnte sich nicht entscheiden nicht, was sie wütender machte: die menschenverachtende Einstellung des Admirals oder der Tonfall, in dem er mit ihr sprach – so betont langsam und deutlich, als wäre sie höchstens vier Jahre alt oder schwer von Begriff ...

Sie sah kurz zu Sisko. Auch er wirkte bestürzt.

„Ist das Ihr Ernst?“ fuhr sie Layton an. „Sagen Sie, haben Sie eigentlich eine Vorstellung, wie kaltschnäuzig das klingt? Bei allem Respekt – aber das ist absolut verantwortungslos!“

„Was Sie da sagen, grenzt an Insubordination, Captain“, erwiderte Layton kalt.

Lairis atmete zischend aus. „Dann ist es wohl besser, ich gehe.“

„Das sehe ich auch so. Wegtreten!“

Das harte Klacken ihrer Absätze hallte laut an den Wänden des Korridors wieder.

Sisko stieß einen leisen Pfiff aus. Die Überraschung hatte ihn getroffen wie ein Photonentorpedo. Er zog kurz die Augenbrauen hoch und schüttelte sich leicht. „Noch ein falsches Wort von

Ihnen, Admiral, und die gute Frau wäre explodiert wie ein überlasteter Warp Kern!“

Layton wandte sich alarmiert um. „Was heißt hier ‘falsches Wort’, Ben?“

Siskos Nasenflügel bebten und in seinen Augen lag ein fast ebenso zorniges Funkeln wie in denen von Lairis. „Sir, ich hoffe inständig, dass lediglich Ihre Wortwahl ein bisschen unglücklich war, denn ansonsten ... Es kann doch nicht Ihr Ernst sein, dass Sie die Zivilbevölkerung hungern und frieren lassen wollten!“

Layton schwieg und stierte auf seine verschränkten Finger. Es widersprach nicht seiner Überzeugung, die Zivilbevölkerung ein wenig abzuhärten – doch was hatte ihn geritten, diese Überzeugungen laut zu äußern? Hatte er insgeheim gehofft, Lairis zu provozieren? Leider war sie aus seinem Büro gestürmt, ohne etwas zu tun, wofür sie endgültig in die Strafkolonie gewandert wäre – seiner Meinung nach der einzige Ort, wo sich diese Frau noch nützlich machen konnte.

Aber nun wandte sich sogar einer seiner loyalen Offiziere gegen ihn und Layton musste einsehen, dass er mit der ganztägigen Ausgangssperre zu weit gegangen war. Die Welt würde denken, ein Machtrausch hätte ihn übermannt! Eines war klar: Wenn er wegen dieser Lairis gezwungen wurde, seine Befehle zu revidieren, würde sie das bitter bereuen.

„Benjamin, es gibt Momente, in denen ein Offizier dem Urteil seines Vorgesetzten bedingungslos vertrauen muss“, erklärte er nüchtern. „Sie haben bisher immer gewusst, wann es Zeit dafür ist – aber ich fürchte, Captain Lairis weiß das nicht.“

Benjamin Sisko schüttelte langsam den Kopf. „Sie hat sich vielleicht im Ton vergriffen – aber sie hat leider Recht, Admiral.“



**D**as Gefühl der Demütigung ließ sich nicht abschütteln. Lairis Ilana hatte fünf Jahre unter Layton gedient und fast alle Auseinandersetzungen mit ihm endeten gleich: Sie musste sein Büro verlassen, mit der festen Überzeugung, im Recht zu sein – und trotzdem besiegt. Es hatte erschreckend viele Auseinandersetzungen zwischen ihr und Layton gegeben und nach der ersten war sie heimlich in Tränen ausgebrochen.

Das passierte ihr heute nicht mehr, trotzdem verfluchte sie den Tag, an den das Sperma seines Vaters in die Eizelle seiner Mutter eingedrungen war. Im Sturmschritt überquerte sie den Campus der Akademie, versetzte der Haupteingangstür des Krankenhauses einen energischen Tritt und stolperte in das schummrige Labyrinth kalkfarbener Korridore. Der Geruch nach Desinfektionsmittel sorgte dafür, dass ihr übel wurde. Ein Schwächeanfall überkam sie und sie suchte vergeblich Halt an der nächsten Wand ... da spürte sie einen festen Griff um ihren Arm.

„Captain, ich fürchte, man sollte sich nicht mit einem Admiral anlegen, wenn man gerade aus dem Koma erwacht ist“, bemerkte eine weibliche Stimme mit sanfter Ironie. „Und vor allem nicht mit *diesem* Admiral!“

„Woher wissen Sie ...“ begann Lairis – und blickte in die großen grauen Augen von Counselor T’Liza. Sie hatte die attraktive Vulkanierin erst einmal kurz im Turbolift der CASABLANCA getroffen, aber diese Begegnung war sehr einprägsam gewesen. „Ich verstehe, Vulkanier sind Berührungstelepathen ... und als Sie mich angefasst haben, konnten Sie meine Gedanken lesen“, begriff Lairis – und fühlte sich bei der Vorstellung äußerst unwohl.

„Ich bitte um Verzeihung, Captain – aber wenn ich Sie nicht festgehalten hätte, wäre Ihr Dickkopf auf die Marmorfliesen geknallt“, entgegnete T’Liza sachlich.

Die Bajoranerin lachte kurz. „Dann danke ich Ihnen für die Rettung meines Dickschädels. So mancher meiner Vorgesetzten wird Sie dafür hassen.“

Es war das erste Mal, das Lairis eine Vulkanier lächeln sah. Diese T'Liza schien wirklich etwas aus der Art geschlagen zu sein!

„Woher kennen Sie eigentlich Captain Inserra?“ fragte sie impulsiv. „Sie können doch höchstens zehn Jahre alt gewesen sein, als sie die CASABLANCA kommandierte ...“

„Neun“, korrigierte T'Liza.

„Eine ungewöhnliche Freundschaft“, bemerkte Lairis.

T'Liza schwieg einen Moment. Dann begann sie, ihre Geschichte zu erzählen: „Mein Vater war Kapitän eines kleinen vulkanischen Forschungsschiffes, das astronomische Phänomene und Raumanomalien untersuchte. Eines Tages geriet das Schiff in Schwierigkeiten und Vater schwebte in Lebensgefahr. Er funkte ein Notsignal, das von der U.S.S. CASABLANCA aufgefangen wurde. Captain Inserra und ihre Crew haben meinem Vater das Leben gerettet. Wie es die vulkanische Tradition verlangt, hat meine Mutter die Brückennoffiziere daraufhin zum Essen eingeladen. Die Menschen faszinierten mich vom ersten Augenblick an, besonders Captain Inserra. Beim Essen fragte ich sie, was ihr Vorname zu bedeuten hätte. Sie erklärte mir, dass 'Corazón' das spanische Wort für 'Herz' sei und dass dieses Organ ein Symbol für menschliche Gefühle darstellen würde ... Sicher ist Ihnen bekannt, welche Meinung Vulkanier zu Gefühlen haben! Daher fragte ich sie voller Mitleid, weshalb ihre Eltern sie so gehasst hätten.“

Captain Lairis lachte aus voller Kehle und T'Liza schmunzelte erneut.

„Aber Captain Inserra erklärte mir, dass Gefühle für die Menschen etwas völlig Normales, oft sogar etwas Schönes seien. Zum Abschied schenkte sie mir ein altes Papierbuch mit Gedichten von Federico Garcia Lorca. Sie meinte, das würde mir helfen, die Menschen besser zu verstehen...“<sup>1</sup>

„Federico Garcia Lorca?“

„Ein Dichter von der Erde, frühes zwanzigstes Jahrhundert“, erklärte T'Liza. „Als ich seine Worte zum ersten Mal las, hätte ich beinahe meinem Vater Recht gegeben, der immer wieder verächtliche Bemerkungen über die mangelnde Logik der Menschen machte ...“

„Aber es waren doch Menschen, die Ihren Vater gerettet hatten!“ empörte sich Lairis. „Trotzdem hat er sie verachtet? Na, das ist erst unlogisch!“

„Ja ...“ T'Liza hielt einen Moment inne. „Ich empfand es ebenfalls als undankbar, dass mein Vater Wesen, die ihm das Leben gerettet hatten, als minderwertig betrachtete.“

„Und Captain Inserra ist wiedergekommen ...“

T'Liza nickte. „Viele Male sogar.“ In Wahrheit war Corazón bei weitem nicht nur ein Sternflottencaptain gewesen, der der Etikette halber ein paar Mal zu Besuch gekommen war. Sie wurde für die neunjährige T'Liza zu einem Vorbild, einer Freundin, einem Kindheitsidol, das ihr Interesse an der menschlichen Kultur weckte. Ohne ihren Einfluss hätte T'Liza nie beschlossen, auf der Erde zu studieren – dazu noch so „überflüssige“ Fächer wie Literaturwissenschaften und Psychologie. „Sie sehen ihr auf den ersten Blick recht ähnlich“, sagte sie schließlich zu Lairis. „Abgesehen von der Nase.“

„Vulkanier mit Humor ... so etwas hätte ich früher nie für möglich gehalten!“

„Verdammte Klischees!“

„Hat Doktor Tygins Sie geschickt, damit Sie sich um meine Alpträume kümmern?“ fragte Lairis ganz direkt.

Träume ... In T'Lizas letztem Traum war Captain Lairis allein an Bord eines brennenden Segelschiffs zurückgeblieben. Sie hatte sich hektisch nach einem Fluchtweg umgesehen, nachdem

---

<sup>1</sup> Siehe: Anneliese Wipperling: „Der weite Weg zur Erde“, STAR TREK FORUM 2001.

ihre Offiziere allesamt in die tosenden Fluten gesprungen und nicht wieder aufgetaucht waren. Die Vulkanierin hatte gelernt, ihre Träume ernst zu nehmen, denn sie besaßen manchmal die seltsame Eigenschaft, Wirklichkeit zu werden: So wie die blaue Blume im Weltall, die eines Tages ihren Vater verschluckt hatte ... so wie der dunkle Mann mit den leuchtenden Augen, der ihr Leben vollständig verändert hatte ... so wie die wilde, eigensinnige Künstlerin, die aus ihrer jüngsten Schwester T'Mara wurde<sup>2</sup>. Nur einer von tausend Vulkaniern besaß diese Gabe, und nur jeder dritte Wahrträumer konnte sie steuern. Zu diesen Meistern zählte T'Liza nicht, doch sie spürte, wenn ein Traum von Bedeutung war ... so verstörend intensiv und real ...

„Ich weiß nichts über Ihre Alpträume“, erklärte T'Liza ehrlich. „Aber es ist offensichtlich, dass Sie sich dem Boss entgegenstellen wollen und ich möchte Ihnen dringend zur Vorsicht raten.“ Die Vulkanierin vermied es absichtlich, Laytons Namen auszusprechen. „Captain, Ihr Leben ist womöglich in Gefahr“, schloss sie eindringlich.

Die Bajoranerin seufzte leise. „Schon wieder?“

„Diesmal habe ich nicht versucht, humorvoll zu sein.“

Wieder drehte sich der Raum um Lairis, wieder musste T'Liza sie stützen. Ein ziehender Schmerz fraß sich durch ihre Magengegend. „Glauben Sie, Lay ... dieser Kerl will mich umbringen? Würde er tatsächlich soweit gehen?“

„Ich glaube, dass Sie sich selbst in Gefahr begeben, wenn Sie versuchen, ihn aufzuhalten.“

„Und das schließen Sie alles aus meinem psychologischen Profil?“

T'Liza schwieg. Sie konnte schlecht zugeben, dass Layton in ihrem Traum wie Poseidon aus dem Meer aufgetaucht war und Lairis mit ihrem Schiff versucht hatte, ihn zu rammen.

Plötzlich huschte ein Schatten des Argwohns über die Miene der Bajoranerin. „Wenn Sie gestatten ...“ Ohne eine Antwort abzuwarten, griff sie nach T'Liza Ohr und in T'Lizas Augen blitzte heftiges Missfallen auf. Wäre Lairis nicht ranghöher gewesen, hätte sie dieses auch zu spüren bekommen. „Es tut mir Leid, dass ich Ihre Privatsphäre verletzen musste“, erklärte sie und ließ das Ohrläppchen der Counselor los. „Aber Sie kennen jetzt meine Einstellung zu einem gewissen Boss und ich war mir nicht sicher, ob Sie nicht in Wirklichkeit auf seiner Seite sind.“

„Bin ich nicht! Und ich hoffe inständig, das haben Sie jetzt erkannt“, erwiderte T'Liza kühl.

„Ja, wir können einander vertrauen. Das war mir der Ärger wert.“

T'Liza warf der Bajoranerin einen neugierigen Seitenblick zu. „Ich wusste bisher nicht, dass auch Bajoraner die Fähigkeit haben, durch Berührung die Gedanken anderer zu lesen.“

„Nicht alle Bajoraner. Das bajoranische Kastensystem ist ursprünglich entstanden, um das Blut einer telepathisch begabten Priester-Dejara rein zu halten. Was dachten Sie, weshalb bajoranische Geistliche ihren Gläubigen ans Ohr greifen?“

„Faszinierend! Ich hielt es bisher für ein leeres Ritual.“

Lairis schmunzelte. „Man munkelt, dass mein Großvater mütterlicherseits das uneheliche Kind eines Ranjins war. Offenbar ist an diesem Gerücht was dran.“

„Zu jedem anderen Zeitpunkt würde ich Sie jetzt gegen Paranoia behandeln – aber unter den gegenwärtigen Umständen halte ich Ihre Vorsicht für äußerst klug.“

„Ich dachte früher, der Boss wäre nur ein schlechtgelaunter Egomane, der sich am liebsten mit Ja-Sagern umgibt ... jetzt weiß ich, dass er ein skrupelloser, gefährlicher Egomane ist, dem man um Himmels Willen keine Machtposition in der Föderation anvertrauen darf.“

„Das befürchte ich auch. Aber was wollen Sie gegen ihn unternehmen?“

Lairis zuckte die Schultern. „Keine Ahnung. Bevor ich irgendwas gegen ihn unternehme, muss ich mehr über ihn wissen ... über den Mann, zu dem er heute geworden ist.“ Bei diesen Worten

---

<sup>2</sup> Siehe: Anneliese Wipperling: „Der weite Weg zur Erde“, STAR TREK FORUM 2001.



blickte sie T'Liza, die Layton zwanzig Jahre lang als Psychologin beraten hatte, eindringlich an. „Wir müssen irgendwo hin gehen, wo wir uns ungestört unterhalten können!“

„Bei allem Respekt, Captain, aber Sie sehen aus, als sollten Sie heute nirgendwo mehr hin gehen – außer in Ihr Bett.“

„Ja, Sie haben wahrscheinlich Recht.“ Lairis spürte wieder einen ominösen Schmerz durch ihre Eingeweide jagen. „Aber in meinem Zimmer gibt es eine Überwachungskamera und ich traue einem gewissen Chef durchaus zu, dafür Notenergie zu verschwenden.“

T'Liza legte ihre Finger auf die Schläfen der Bajoranerin und wartete deren stummes Einverständnis ab. „Morgen um 22.00 Uhr bei den Andorianischen Gärten“, teilte sie ihr per Gedankenverschmelzung mit. „Und tragen Sie Ihre Uniform – wegen der Ausgangssperre.“

„Einverstanden“, antwortete der Captain lautlos. „Sie treffen sich mit mir und meinen Führungsoffizieren. Wir müssen Kriegsrat halten, Counselor.“

# Schuldgefühle

**H**aben Sie schon mal einen Edemaraner gesehen?“ Lieutenant Beck warf seinem Vorgesetzten einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Nicht in Natura“, antwortete Prescott.

„Dann machen Sie sich auf was gefasst!“

*Was Sie nicht sagen!* Prescott lächelte innerlich. Der junge Mann hinter der Glasscheibe in Vernehmungsräum acht reichte selbst im Sitzen beinahe bis zur Decke. Seine orangeroten Augen leuchteten wie glühende Kohlen, während seine Haut schwarz wie Ruß war. Die vollen, sinnlichen Lippen bildeten einen faszinierenden Kontrast zu seinem fast quadratischen Schädel.

Prescott mochte nicht wetten, ob sein Gegenüber angespannt oder eher gelangweilt war. Das Deuten edemaranischer Mimik gehörte nicht zu seinen Spezialgebieten.

Unerwartet, wie in Zeitlupe, öffnete sich ein drittes Auge auf der Stirn des Edemaraners. Es war mehr als doppelt so groß wie die anderen beiden Augen ... ein leuchtendes Mal aus Feuer.

„Ah, der Herr ist fertig mit seinem Nickerchen“, verkündete Beck.

„Er hat *geschlafen*“, wunderte sich Prescott.

„Edemaraner schließen nur das mittlere Auge, wenn sie schlafen. Die anderen beiden sind simple Lichtrezeptoren ... so ähnlich wie bei Regenwürmern. Auf die Weise merken sie selbst in Schlaf, wenn sich eine Bedrohung nähert. Ist ganz praktisch, wenn man im Freien schläft.“

„Meine Güte, der könnte glatt aus Mordor entsprungen sein!“ rutschte es Prescott heraus.

Im nächsten Augenblick schämt er sich für seine Bemerkung.

Die Föderation bestand aus mehreren hundert Völkern... so viele, dass es einem Menschen in seinem kurzen Leben nicht möglich war, sie alle richtig kennen zu lernen. Über die Edemaraner wusste Prescott so gut wie nichts. Er hatte lediglich gehört, dass sie trotz ihres Furcht einflößenden Aussehens zu den friedlichsten Völkern der bekannten Galaxis zählten.

„*Woher* soll der entsprungen sein?“ hakte Beck mit einem Stirnrunzeln nach.

Prescott grinste. „Sie haben es nicht so mit Klassikern, oder?“

„Nicht, wenn sie irgendwo in der Abteilung für antike Literatur verstauben.“

„Sonst wären es keine Klassiker!“

„Das sind seine Personalien.“ Beck drückte Prescott ein Datenpadd in die Hand.

„Yram Tohl, Schüler der Zefram Chochrane High School, Abschluss mit Auszeichnung ... Ich glaube nicht, dass ein Typ wie er Schnapsläden plündert.“

„Ich auch nicht – aber wir sollten ihm der Form halber ein paar Fragen stellen.“

Die beiden Sicherheitsoffiziere setzten sich Yram Tohl gegenüber an den Tisch.

Der junge Mann starrte gelangweilt an die Decke. „Ich hoffe, Sie haben nicht vor, mich über Nacht hier zu behalten“, erklärte er mit einer dunklen, rauchigen Stimme, die garantiert sinnlich auf Frauen wirkte. „Geschlossene Räume rufen bei mir leider gewisse ... psychotische Störungen hervor. Ich möchte auf keinen Fall jemandem schaden.“

„Soll das eine Drohung sein, Mister Tohl?“ fragte Beck lauernd.

„Keinesfalls. Ich bin durchaus an Ihrem Wohl interessiert – obwohl Sie mich irrtümlich eingesperrt haben, was mir nun wieder nicht sehr gut bekommt ...“

„Sie streiten also ab, an den Plünderungen in der Flannary Mall beteiligt gewesen zu sein?“

„Ich habe nicht mitgemacht, das können Sie mir glauben“, erwiderte der Edemaraner ruhig. „Meine Freundin und ich waren in einem Musikcafé und haben uns die Galaktische Hitparade angehört. Musik knapp über der Grasnarbe – aber es war ein Vergnügen, darüber zu lästern.“

Prescott musste sich ein Kichern verkneifen. Yram Tohl sah zwar aus wie der Dunkle Herrscher höchstpersönlich, aber er sprach wie ein ganz normaler Teenager.

„Wie konnten Sie die Galaktische Hitparade hören, wenn der Strom auf dem ganzen Erdball ausgefallen ist?“ Beck wirkte misstrauisch.

„Über ein Subraumradio mit Akkubetrieb.“

„Dann wundere ich mich, dass sich noch niemand die Akkus unter den Nagel gerissen hat!“

„Sie sind in das System integriert. Man kriegt sie nicht so einfach raus. Zugegebenermaßen etwas unpraktisch – bolianische Technik eben.“

„Woher wissen Sie das so genau?“ Becks Augen verengten sich.

„Elektrotechnik interessiert mich“, gab Yram Tohl gleichmütig zurück.

„Und da sind Sie nicht auf die Idee gekommen, das ganze Radio mitgehen zu lassen?“

Prescott räusperte sich. „Wir verhaften niemanden für seine Ideen, Lieutenant.“

„Ich finde es erstaunlich, dass niemand vor mir darauf gekommen ist“, meinte Yram Tohl.

„Ein Musikcafé ist nicht unbedingt der Hauptanziehungspunkt für Plünderer.“ Prescott musterte sein Gegenüber mit scharfem Blick. „Ihnen ist klar, dass dieses Café wegen Urlaub geschlossen war – schon vor dem Attentat von Antwerpen ...“

Yram Tohls mittleres Augenlid flatterte nervös, so dass sein drittes Auge in dem schwarzen Kopf an eine blinkende Alarmleuchte erinnerte. „Sie haben Recht – es war nicht ganz legal. Aber Sie müssen wissen ... Joshua, der Sohn des Besitzers, ist ein guter Freund von mir. Er ist mit seinen Eltern weggefahren und hat mir seine Keycard für's Café gegeben ... Wir wollten eine kleine Schulabschlussparty steigen lassen, nur für den engsten Freundeskreis ... natürlich wurde die Party abgeblasen, wegen des Ausnahmezustands ... aber meine Freundin und ich haben beschlossen, dass wir uns von einem hysterischen Admiral nicht den Spaß verderben lassen.“

„Langsam, Junge!“ Prescott klang direkt ein bisschen besorgt. „Wenn das Sternenflottenkommando hier weiter auf Stalin macht, könnten Sie wegen solcher Sprüche bald als Staatsfeind eingelocht werden.“

„Ist das eine Drohung?“

„Keinesfalls. Ich bin nur an Ihrem Wohl interessiert.“ Prescott wählte ganz bewusst die Worte des jungen Edemaraners. Yram machte einen ziemlich verwirrten Eindruck.

„Reden Sie weiter, Mister Tohl“, forderte Beck ihn auf.

„Es gibt nicht mehr viel zu erzählen. Als meine Freundin erfuhr, dass ihre Mutter aus dem Krankenhaus entlassen wird, haben wir spontan beschlossen, zu feiern. Nur wir beide.“ Yrams flammendes Auge schien die beiden Sicherheitsoffiziere förmlich hypnotisieren zu wollen. „Bitte verraten Sie Joshuas Eltern nichts!“

„Wir haben nun wirklich andere Sorgen“, knurrte Beck. „Und Sie haben nicht mitbekommen, wie das Einkaufszentrum von knapp einhundert Plünderern überfallen wurde?“

„Wir hatten beide Kopfhörer auf, Sir.“

„Ach so ... kein Wunder! Dann haben Sie die Verhängung der Ausgangssperre auch nicht mitgekriegt, nehme ich an.“

„Da lief gerade die Hitparade.“

„Um 12.25 Uhr ... Wir prüfen das nach!“

„Als wir aus der Musikabteilung kamen, haben uns die Plünderer fast über den Haufen gerannt“, fuhr Yram fort. Prescott staunte erneut, wie sehr er sich bereits an den Jargon der Erde angepasst hatte. Aber das blieb wohl nicht aus, wenn man dort zur High School ging. „Wir haben versucht, dort raus zu kommen – aber da hat uns die Sternenflotte eingesackt.“

„Wie ist der Name Ihrer Freundin?“

„Julianna Lairis.“

*Die Tochter von Captain Lairis Ilana?* Dieser Tag war voller bizarrer Überraschungen.

Beck blätterte ein paar Minuten konzentriert in seinen Unterlagen. „Hmm, sie hat das Gleiche zu Protokoll gegeben wie unser Freund hier.“

Yram Tohl räusperte sich. „Bei allem Respekt – ich würde gern selbst entscheiden, wer mich einen Freund nennen darf.“

„Nur eine Redewendung, machen Sie sich nichts draus.“ Nach einem kleinen, theatralischen Moment des Bedenkens entschied Prescott: „Sie können gehen.“

„Das wurde aber auch Zeit!“ fauchte Julianna Lairis, die mit eisig funkelnden Augen vor dem Vernehmungsbereich wartete. „Warum haben Sie Yram stundenlang hier eingelockt und mich nach ein paar Minuten laufen lassen? Das würde ich zu gern wissen, Commander!“

Prescott zuckte die Schultern. „Wahrscheinlich hat es niemand gewagt, die Tochter von Captain Lairis zu verdächtigen.“

„Ah ja, sehr objektiv!“

„Sie glauben doch nicht, wir hätten Yram Tohl festgehalten, weil er schwarz ist! Die Zeiten sind seit vierhundert Jahren vorbei, Mädchen.“

„Machen Sie sich nicht über mich lustig!“ Ein drohender Unterton lag in Juliannas Stimme.

„Ich kann nichts weiter tun, als mich bei Ihnen und Ihrem Freund zu entschuldigen, Julianna“, erwiderte Prescott versöhnlich. „Es tut mir sehr Leid – aber so was kann schon mal passieren, wenn wir überlastet sind.“

„Ist ja gut, ich verstehe“, lenkte Julianna widerwillig ein. Dann schlang sie ihre Arme um Yram Tohls breite Brust. „Es tut mir Leid, Baby!“

„Du kannst ja nichts dafür.“ Er liebte ihre Nasespitze mit seiner roten, gespaltenen Zunge.

Händchen haltend verließen sie das Sicherheitscenter.

Beck schüttelte den Kopf und piffte durch die Zähne. „Die Kleine hat einen ziemlich exotischen Geschmack, muss ich sagen ... eigentlich schade!“

„Sie ist minderjährig!“

„Denken Sie, ich versuche bei der Tochter des Captains zu landen?!“

Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, schlurften Prescott und Beck zurück in ihr provisorisches Büro. Beck strahlte, als er auf die Wanduhr sah. „Feierabend!“

„Schön“, gab Prescott ohne große Begeisterung zurück. „Meinen Sie, dass ich heute eine Doppelschicht schieben könnte?“

„Das würde ich nicht empfehlen! Bei allem Respekt – Sie sehen jetzt schon aus, als ob Sie gleich im Stehen einschlafen!“

„Mir egal ...“ Prescott gähnte. „Captain Lairis hat mich überredet, meinen Dienst nicht hinzuschmeißen, und inzwischen bin ich froh darüber. Die Arbeit lenkt mich wenigstens ab und ich habe nicht so viel Zeit zum Grübeln ...“

„Über das, was bei Clancy's passiert ist?“ hakte Beck mitfühlend nach.

„Nicht nur ... auch über Yram Tohl ... Captain Lairis ... die Ausgangssperre ... darüber, wie alles den Bach herunter geht ... die Werte der Föderation und ...“

„Was hat Yram Tohl damit zu tun?“

„Überlegen Sie doch mal! Er wurde festgenommen, obwohl er ganz offensichtlich nichts getan hat. Ich frage mich tatsächlich, ob Julianna nicht zu Recht sauer ist ... ob Yram Tohl wegen seines – nun ja – andersartigen Aussehens ...“

„Nun machen Sie mal einen Punkt!“ fuhr Beck dazwischen.

Prescotts Miene wurde hart und Beck erkannte, dass er sich im Ton vergriffen hatte. „Ich wollte nicht respektlos erscheinen, aber die Sternenflotte verhaftet keinen Bürger der Föderation weil er drei Augen und einen Adventskranz zwischen den Beinen hat“, fügte er schnell hinzu.

„Unterbewusste Ressentiments“, konterte Prescott nüchtern.

„Sternenflottenoffiziere haben keine unterbewussten Ressentiments“, entgegnete Beck.

„Sie nicht, ich nicht ... aber vielleicht ... andere. Oder sehe ich Gespenster?“

„So wird es wohl sein.“ Becks Blick wurde sanfter, trauriger. „Meine Gespenster verfolgen mich jede Nacht ... die Geister der Männer und Frauen, die ich bei lebendigem Leib gegrillt habe ...“

„Mich verfolgen sie auch, aber es war ein Unfall“, entgegnete Prescott entschlossen. „Sie haben Ihre Pflicht getan und niemand macht Ihnen einen Vorwurf.“

„Es war meine Blödheit, verdammt noch mal!“ Beck schrie so laut, dass einige seiner Kollegen auf dem Gang erschrocken herumfuhren. „Ich ... ich hatte diesen komischen Geruch in der Nase und hab trotzdem gefeuert ... Menschen sind gestorben, zwei gute Freunde von mir liegen im Krankenhaus ... Angela hat es am schlimmsten erwischt ... Sie hat kein einziges Haar mehr auf dem Kopf, weißt du das? Ich hatte sie nicht erkannt, als ich sie besucht hab ... und ihr Gesicht ... früher war sie hübsch, wirklich schön ... jetzt sieht sie aus wie eine Wachspuppe, die zu lange in der Sonne gestanden hat. Sie wollte niemanden sehen und ich ... ich konnte das nicht ertragen ... zu sehen, was ich angerichtet habe ... bin ohne ein Wort verschwunden ... was für ein Wischlappen von einem Freund!“ Beck kämpfte sichtlich mit den Tränen. „Wenn sie wenigstens die Energieversorgung wieder herstellen könnten ... So ein Mist, wir haben die modernste Medizin hier und können sie nicht nutzen ... können nichts für Angela tun ...“

„Unsere Ärzte sind ziemlich einfallsreich“, tröstete ihn Prescott. „Es wird zwar etwas länger dauern, aber du wirst deine Angela wieder sehen ... so, wie du sie in Erinnerung hast. Captain Lairis haben sie auch wieder hingekriegt.“

„Captain Lairis hatte keine Verbrennungen dritten Grades an über sechzig Prozent ihrer Körperoberfläche!“

Prescott schluckte. Das Grauen war wieder allgegenwärtig und er hatte keine Ahnung, wie er Beck helfen sollte ... oder sich selbst. Sein Blick schweifte Rat suchend in Raum umher und fiel auf eine Kiste mit bunt durcheinander gewürfelten Lebensmitteln. Konfiszierte Ware. Eine Erinnerung an ihren Einsatz bei der letzten Plünderung.

Aus einem Büschel Suppengrün ragte verheißungsvoll der Hals einer Single-Malt-Whiskey-Flasche hervor. Prescott packte sie kurz entschlossen, nahm ein Glas aus dem Schrank, füllte es und stellte es Beck vor die Nase. „Trinken Sie – das ist ein Befehl!“

Beck starrte seinen Vorgesetzten entgeistert an. „Das Zeug ist echt – kein Synthohol!“

„Was soll's. Unser Dienst ist zu Ende. Sie brauchen das jetzt – und ich auch.“ Prescott goss sich ebenfalls ein Glas ein.

Doch aus einem Glas wurden zwei, drei, vier, fünf ... Prescott, der an Synthohol gewöhnt war, spürte die Wirkung spätestens dann, als er versuchte, sich von seinem Stuhl zu erheben.

Beck studierte nachdenklich das Etikett der Flasche. Unvermittelt schraubte er sie auf, goss sich den kläglichen Rest Whiskey über den Kopf und grinste wild. „Haste mal 'n Streichholz?“

Es dauerte einen Moment, bis die schnapsgetränkten Synapsen in Prescotts Hirn die grausige Botschaft verarbeitet hatten. Er sprang auf, der Stuhl kippte polternd um, Prescott torkelte auf Beck zu und schüttelte ihn kräftig durch. „Was soll das? Hast du 'ne Erbse am Wandern?“

Ohne schalldämmendes Krafffeld hörte man ihn garantiert im Umkreis von zwanzig Metern – aber die Kollegen ignorierten es wohl höflich. Sicherheitsoffiziere, die sich gegenseitig anbrüllten, ausrasteten oder auf der Toilette von Weinkrämpfen geschüttelt wurden, waren seit der schrecklichen Tragödie bei Clancy's keine Seltenheit. Prescott kannte niemanden in seiner Einheit, der nicht wenigstens einen Termin beim Counselor hatte ... doch Beck brauchte offensichtlich mehr als nur ein paar Therapiesitzungen.

„Mann, wenn du hier den Denetor gibst, schmeiß ich dich persönlich aus dem Fenster!“

„Den was? Hä?“ Der Whiskey brannte schmerzhaft in Becks Augen.

„Sorry, warum muss ich immer dieses blöde Buch zitieren? Bin wirklich im falschen Film ...“

„Richtig, was ist das überhaupt für'n blödes Buch, Mann?“

„Solltest mal was Vernünftiges lesen, Freund! Aber nee, du fasst ja nix an, was kein Fachbuch und kein Katzenkalender ist ...“

„Ich lese die Federation's Weekly!“ verteidigte sich Beck mit Inbrunst.

„Echt? Im Ernst? Die Cartoonseite vielleicht, das nehme ich dir ja noch ab ...“

„Die Sportseite.“

Die beiden Männer funkelten sich einen Moment kampflustig an.

Dann brachen sie in schallendes Gelächter aus.

Prescott klopfte Beck auf die Schulter und lächelte schief. „Komm, ich bring dich auf dein Zimmer. Morgen sieht die Welt schon wieder anders aus.“

„Fragt sich, wer hier wen aufs Zimmer bringt!“

„Ich bin dein vorgesetzter Offizier, ich hab dir das Zeug eingeflößt und nun bin ich dafür verantwortlich, dass du nicht ... tja ... dass du nicht über die eigenen Füße stolperst. Das ist nun mal die ...“ Hicks! „... Ordnung der Dinge.“

„Hey, keine Dominion-Sprüche vorm Abendbrot!“

Prescott lachte, während er mit einem Arm Beck, mit dem anderen sich selbst an der Wand abstützte. Zum Glück schienen inzwischen alle Dienst habenden Sicherheitsoffiziere zum Einsatz abkommandiert worden zu sein, so dass ihnen niemand auf dem Gang begegnete. Doch kaum, dass sie um die Ecke bogen, wären sie beinahe mit jemandem zusammen gestoßen.

„Verzeihung“, murmelte eine weibliche Stimme. Und dann, leicht besorgt: „Geht es Ihnen nicht gut, meine Herren?“

Prescott blickte auf und strahlte. Die Frau war keine überwältigende Schönheit, aber durchaus attraktiv: groß und schlank, mit langem dunklem Haar und einem weichen, jugendlichen Gesicht. Die Rangabzeichen an ihrer Uniform verschwammen ... so, wie auch der Rest der Umgebung ab und zu verschwamm ... und Prescotts Gedanken sowieso.

„Es ging mir nie besser“, erwiderte er keck.

„Sie sollten die Krankenstation aufsuchen“, meinte die Frau – und als sie den Alkohol roch, fügte sie angewidert hinzu: „Oder die Ausnüchterungszelle.“

Prescott und Beck lachten glucksend.

„Ich ... ähm ... suche mein Quartier auf!“ erklärte Beck mit so viel Würde wie möglich.

„Und ich auch.“ Prescott musterte die Dame unverhohlen von Kopf bis Fuß. „Wie wär's, wenn Sie mich begleiten, schöne Frau? Die Regierung hat mir ein tolles Zimmer gestellt mit einer ...“ Hicks! „... wundervollen Couch! Es lebe die Föderation!“

„Vorsicht!“ flüsterte Beck ihm ins Ohr. „Nicht alle weiblichen Offiziere reagieren so locker auf Annäherungsversuche wie Captain Lairis.“

Aber die Warnung kam zu spät.

Das begriff Prescott, als er dem zornigen Blick seiner Angebeteten begegnete. Ein ganz und gar humorloses Stirnrunzeln verunzierte ihr Gesicht. „Was bilden Sie sich eigentlich ein?“ schimpfte sie los. „Ich bin Commander Benteen, die Adjutantin Admiral Laytons ...“

Und die wild umher fliegenden Gedankenfetzen in Prescotts Kopf bildeten das Wort „Ärger“ in blinkendem Scharlachrot.

## Irgendwo in Schottland

**B**elle Devereaux war einmal so schön gewesen, wie ihr Name, aber nun zogen sich tiefe Falten durch ihre blasse Haut. Unter dem leuchtend roten Henna waren ihre Haare stumpf und grau. Doch ihre grünen Augen funkelten vor überschüssiger Energie.

Belle Devereaux war dreiundvierzig Jahre alt. Nicht zum ersten Mal verfluchte sie Drevon Vier, den Planeten, auf dem sie vor zwei Jahren ihre Jugend begraben hatte. Es war der Preis für ihre Unsterblichkeit in der Fachwelt ... Ihre exobotanischen Forschungen auf Drevon Vier hatten sie berühmt gemacht – nur leider hatte ein boshaftes, eigenwilliges Schicksal die terellianische Lungenpest auf ihrer Insel wüten lassen.

Als es den Ärzten der Föderation endlich gelungen war, Belle zu retten, schwebte sie zwischen Leben und Tod. Das Leben hatte gewonnen, aber sie war um Jahre gealtert und hatte eine Art chronisches Asthma zurückbehalten. Es ging ihr gut, so lange sie jeden Morgen ihren Medikamenten-Cocktail nahm, den sie als „zweites Frühstück“ bezeichnete.

Für diesen Humor, den sie trotz ihrer schweren Schicksals nicht verloren hatte, liebte und bewunderte Celine Devereaux ihre Tante so sehr.

In eine flauschige Decke gekuschelt, mit einem Glas Wein in der Hand, musterte Belle ihre Nichte unter schweren Lidern. „Also, Celine, Süße, erzähl mir doch noch ein bisschen von diesem Edemaraner ...“ Sie lächelte anzüglich.

„Ich bin nicht mit ihm zusammen, sondern meine beste Freundin Julianna.“

Belle hob die Augenbrauen. „Als deine beste Freundin hat sie dir sicher einiges erzählt ...“

„Du bist aber auch neugierig!“

„Kindchen, sieh mich doch an. Viel wird bei mir nicht mehr laufen. Ich hätte wohl doch heiraten sollen.“ Ein Hauch von Bitterkeit färbte ihre Stimme. „Jetzt bleibt mir nur noch die Fantasie – und die möchte ab und zu angeregt werden.“

„Das siehst du viel zu pessimistisch, Tante Belle“, erwiderte Celine ehrlich.

„Weißt du, ich habe mich längst damit abgefunden, dass ich wie meine eigene Großmutter aussehe. Eine Frau muss auf ihre Figur achten – das Gesicht kriegt sie schon irgendwie hin ... Nein, ich hätte viel mehr Angst, mitten auf dem Höhepunkt nach Luft zu japsen. Damit würde ich den armen Kerl, mit dem ich gerade zusammen bin, ziemlich traumatisieren. Männer sind so ... weichherzig.“

„Das wäre allerdings auch ein Problem, wenn du geheiratet hättest.“

„Du bist viel zu neunmalklug für dein zartes Alter!“

„Vielleicht bist du zu rücksichtsvoll. Vor ein paar hundert Jahren, als die Medizin noch primitiv war, hatten jede Menge Leute Asthma – und haben sich trotzdem vermehrt.“

„Ich rede hier nicht von gewöhnlichem Asthma, sondern von den Spätfolgen der terellianischen Lungenpest. Wie die im Einzelnen aussehen, weiß niemand. Vor mir gab es nicht viele Leute, die sie überlebt haben – und das waren alles keine Menschen.“

„Dann musst du dich wohl glücklich schätzen.“

„Ja, das sage ich mir auch.“

Celine lächelte aufmunternd. „Gib's zu, du suchst bloß Stoff für deinen nächsten Erotikschinken“, zog sie ihre Tante auf. „Dabei dachte ich, du wärst in dieses Kaff gezogen, um in aller Ruhe Fachbücher zu schreiben.“

„Ich beweise eben Vielfalt“, entgegnete Belle schmunzelnd. „Außerdem habe ich genug Stoff für Erotikschinken gesammelt, um damit eine ganze Pornoindustrie glücklich zu machen.“

„Vielleicht kannst du Julianna noch einiges über Edemaraner erzählen“, entgegnete Celine samtweich. „Sie haben sicher mehr zu bieten als ihre ... Wie würdest du es ausdrücken? ... Glühenden Quellen der Leidenschaft.“

„Es sind immerhin sechs.“

„Woher du das wohl weißt ...“

„Jetzt ist es an dir, deine Fantasie zu benutzen.“

Beide lachten, aber Belles Lachen ging schnell in ein quälendes Husten über. Das Weinglas fiel zu Boden und zerbrach. Belle schnappte nach Luft. Ihre Augen trännten, ihre Lippen waren blau. „Den Inhalator ... schnell!“ krächzte sie.

„Ich suche ihn doch schon!“ rief Celine mit dünner Stimme. Sie durchwühlte die Schubladen der Kommode, warf die Kleidung auf den Boden, ihr Herz hämmerte ... Nichts! Sie fluchte laut.

Belle wälzte sich auf dem Boden, die Hände an ihrer Kehle. Eine Glasscherbe bohrte sich in ihren Unterarm, aber sie bemerkte den Schmerz nicht. Das Gefühl, zu ersticken, war viel schlimmer. Sie versuchte zu atmen, aber es war unsäglich schwer ... als wäre ihre Luftröhre verkorkt.

„Beeil dich!“ Ihre Stimme war kaum mehr als ein hohes Pfeifen.

„Woher soll ich denn wissen, wo das Ding ist!“ schrie Celine entnervt. „So was bewahrt man normalerweise in Nachtschrank auf!“

„Grrrr!“ machte Belle, die für ihre Schlampigkeit berüchtigt war.

Celines Augen und Hände tasteten den Schreibtisch ab ... ein kunterbuntes Durcheinander von Datenpads, Schminkzeug, Düngestäbchen, Geschirr und Blumenerde. Dazwischen blühten und wucherten allerlei Gewächse aus dem ganzen Alpha-Quadranten. Ein Regenwurm schlängelte sich auf einem Stapel von Expeditionsberichten. Wahrscheinlich war er mit der Blumenerde hereingekommen ... Celine warf ihn mit spitzen Fingern in den nächsten Blumentopf. Sie fegte die Pads von Tisch – ohne Rücksicht auf ihren möglicherweise bahnbrechenden Inhalt. Kein Inhalator. *Scheiße!*

Celine zwang sich mit eisernem Willen, ruhig zu bleiben. *Denk nach, Mädels, denk nach ...*

Ihre Tante benötigte den Inhalator recht selten. Für gewöhnlich halfen die Medikamente, doch ab und zu war es an der Zeit, die Dosis zu erhöhen oder das Präparat zu wechseln. *Warum jetzt, warum gerade jetzt? Toller Zeitpunkt, wirklich!* jammerte Celine im Geist. Für eine Sekunde war ihr Kopf eine hohle Kugel, schwarz und leer. Dann riss sie beide Fenster in der Wohnstube auf. Sie wusste nicht, ob das wirklich etwas nützte, aber es konnte zumindest nicht schaden. Vielleicht waren es irgendwelche Ausdünstungen, die Belles letzten Anfall verursacht hatten ... vielleicht sogar die Pollen ihrer geliebten Pflanzen.

Das Feuer im Kamin war verloschen, aber die Scheite glühten und qualmten immer noch schwächlich vor sich hin. Eine feuchte Kälte kroch Celine durch alle Glieder. Ihre Handflächen waren klamm vor Schweiß. Was fand Belle nur so faszinierend an der schottischen Küste? In San Francisco war es viel freundlicher gewesen, viel wärmer ... Celine hätte gern den Kamin angeheizt, aber zuerst musste sie den Inhalator finden. Die Dämmerung zog herauf und das machte die Sache nicht gerade einfacher.

Der Kamin ... verdammt! Es musste der Qualm sein ... Weshalb war sie nicht gleich darauf gekommen? Tante Belle schien tatsächlich freier zu atmen, je mehr frische Luft herein kam.

Celine öffnete auch alle anderen Fenster, trotz des feuchtkalten Wetters. Im Bad fand sie endlich, was sie suchte: eine Art weißen Trichter, der an Schläuchen herab hing, oben auf dem Regal mit den Handtüchern ... Zur Hölle, sie war so oft daran vorbei gelaufen! Egal ...

Sie jubelte vor Freude, lief zu Tante Belle und drückte ihr den Inhalator aufs Gesicht. Belle sah sie dankbar an. Mit der Zeit atmete sie tiefer und ruhiger.

„Geht's wieder?“ fragte Celine besorgt.



Belle nickte. Celine griff nach dem Kommunikator an ihrem Handgelenk. Die Com-Frequenz von Belles Hausarzt war zum Glück abgespeichert. Belle hätte protestiert, wäre sie nicht so froh gewesen, endlich wieder Luft zu kriegen.

Stattdessen protestierte der Doktor. „Wie stellen Sie sich das vor, Mädchen? Ich kann nicht zu Ihnen nach Hause kommen. Die Ausgangssperre ...“

„Ich verlange doch gar nicht, dass sie zu uns nach Hause kommen. Sagen Sie mir bitte einfach nur, was ich jetzt machen soll!“

„Ich kann den medizinischen Zustand Ihrer Tante schlecht aus der Ferne einschätzen“, erwiderte der Doktor. „Vielleicht kann Ihnen ein Arzt der Sternenflotte helfen ...“

„Keine Chance! Die Sternenflotteleute stecken alle bis über beide Ohren im Stress.“

„Haben Sie es denn schon mal versucht?“

„Nein, aber ...“ Celine fuhr sich mit der Zungenspitze über die ausgetrockneten Lippen. „Hier in Merrywood ist kein einziger Sicherheitsoffizier auf den Straßen – allerdings weiß ich nicht, wie es bei Ihnen aussieht ...“

Merrywood, ein Vierhundert-Seelen-Dorf im Norden Schottlands, gehörten zu jenen unbedeutenden kleinen Orten, wo immer alles zuletzt ankam: die neuesten Modetrends, die Außerirdischen, die Transportertechnologie, der Ausnahmezustand, die Plünderer, die Sicherheitsoffiziere. Damit konnten die Bewohner durchaus leben. Selbst die Tatsache, dass es hier keinen niedergelassenen Arzt gab, seit der letzte vor drei Monaten in den wohlverdienten Ruhestand gegangen war, schuf unter normalen Umständen keine Probleme.

Aber das hier waren keine normalen Umstände.

Der Doktor räusperte sich. „Bei uns in der Stadt wimmelt es von Sicherheitsoffizieren – und ich kann Ihrer Tante nicht helfen, wenn ich verhaftet werde.“

Dieses Argument war erschlagend. Celine seufzte.

„Sie sagten doch, dass Ihre Tante schon fast wieder normal atmet ...“

„Ja, aber wahrscheinlich braucht sie ein neues Rezept – und ich möchte es nicht drauf ankommen lassen. Wenn Belles Anfälle erst mal außer Kontrolle geraten und die Medikamente nicht mehr helfen ...“ Celine hatte schlimme Erinnerungen an ihren letzten Urlaub mit Belle.

„Also gut, Sie können ja folgendes tun ...“ Eine Reihe schriller Pieptönen überlagerte die Stimme des Arztes. *So ein Mist ...*

„Können Sie das bitte noch mal wiederholen?“ verlangte Celine hektisch.

„Ich sagte, wenn Sie das Medikament ...“ Wieder dieses fürchterliche Piepen!

Dann verstummte das kleine Gerät. Nun war der Akku endgültig leer.

Celine hätte vor Frustration fast geheult. Nachdem sie dem Sessel einen heftigen Tritt versetzt und sich dabei eine schmerzhaft Prellung am Schienbein zugezogen hatte, kam sie zu sich.

Sie zog ihre Tante Belle auf die Füße und bugsiert sie mit sanfter Gewalt in Richtung Tür.

„Was soll das werden?“ krächzte Belle irritiert.

„Ich fliege dich ins nächste Krankenhaus.“

„Wie denn? Die Ausgangssperre ...“

„Ich lasse mich nicht erwischen, keine Angst.“

„Wo ... schleppst du mich hin?“

„Zur Waldlichtung. Dort steht der Thunderbird.“

„Thunderbird ... Charles?“

„Genau, das Shuttle, das mein Vater gekauft, als er noch Captain der CASABLANCA war. Als er versetzt wurde, hat er es Captain Lairis überlassen.“

„Und sie überließ es dir?“

„Ähm ... nicht ganz freiwillig.“

„Du hast es gestohlen?“ empörte sich Belle.

„Ich hätte Captain Lairis ja gefragt, wenn sie nicht im Krankenhaus gelegen hätte! Aber was sollte ich denn machen? Letzte Woche hast du erzählt, dass es dir nicht gut geht – und wenn du das zugibst, musst du wirklich den Kopf unter dem Arm tragen! Die Ärzte experimentieren schon sein Monaten mit deinen Medikamenten herum ... Dann kam der Stromausfall. Ich hab echt befürchtet, dass überall das Chaos ausbrechen würde – und leider hatte ich Recht. Die Sternenflotte ist für solche Katastrophen nicht ausgerüstet, meint jedenfalls mein Vater ... und wenn deine Medizin alle wird ... im Thunderbird ist wenigstens ein Replikator ... Eigentlich hatte ich gehofft, zurück zu sein, bevor Juliannas Mom aus dem Koma erwacht – aber dann kam diese blöde Ausgangssperre und ich hab mich nicht mehr getraut ... Naja, ich hoffe trotzdem, sie verzeiht mir. Schließlich ist sie deine Freundin, du hast sie sogar mit deinem Pflanzentick angesteckt ... Wenn ich das Shuttle nicht geklaut hätte, hätte es ein anderer getan – und ich bringe es wenigstens zurück.“ Celine redete ohne Punkt und Komma. Es half ihr gegen die Nervosität.

„Deine Logik ist bestechend“, kommentierte Belle trocken.

„Was dachtest du, wie ich hergekommen bin? Auf einem fliegenden Teppich?“

„Ich weiß schon, warum ich nicht gefragt habe!“

„Du solltest dir einen neuen Arzt suchen. Der Typ ist ein Trottel!“

„Bevor du auf Doktor Bilby schimpfst, sollte man erst mal den Verstand von diesem Admiral ... Wie heißt die Knallcharge doch gleich?“

„Layton.“

„Den Verstand von diesem Layton untersuchen. Er will Wechselbälger fangen? Auf die Weise schafft er das nie! Angeblich müssen sie regelmäßig mein Blut untersuchen, weil mein Bruder ein halbhoheres Tier in der Sternenflotte ist ... Ich wurde erst einmal getestet – und das war vor zwei Tagen! Inzwischen könnte ich längst ein Formwandler sein.“

„Na, ich hoffe, du bist keiner!“

„Bin ich nicht, sonst würde ich keine Luft brauchen.“

„Gutes Argument!“

„Was ist mit dir?“

„Würde ich mich sonst um deine Gesundheit sorgen?“

„Gutes Argument!“

Kalter Regen prasselte auf sie herab. Sie erreichten den Waldrand und der Weg lag im Dunkeln, so dass Celine sich voll auf ihre Füße konzentrieren musste. Belle klammerte sich an ihr fest und atmete schwer. Celine betete, dass es nur an der Anstrengung lag und ihre Tante nicht schon wieder ... Die goldenen Streifen des Thunderbird waren wie ein Leuchtfeuer. Celine half ihrer Tante durch die Luftschleuse und setzte sich hinters Steuer.

„Muss das wirklich sein?“

„Es ist das Beste. Glaub mir, Tante Belle!“

„Genauso stur wie dein Vater!“ Belle plumpste wie ein Stein auf den Copiloten-Sitz.

Celine fuhr die Impulstriebwerke hoch und presste sich gegen die Lehne, wie betäubt vom Brüllen der Motoren. Das einzige, was noch lauter in ihren Ohren klang, war das Rauschen ihres eigenen Blutes. Kein Wunder, dass ihr Vater letztendlich die Shuttles der Sternenflotte vorzog – dieses Ding war eine Höllenmaschine!

Belles Husten ging im allgemeinen Lärm unter ... ihr anschließendes, qualvolles Röcheln auch.

Erst als das Shuttle bereits tausend Meter über dem Boden schwebte, bemerkte Celine, dass ihre Tante schon wieder nach Luft schnappte.

„Oh mein Gott, Tante Belle ...“

„Tut mir Leid ... weiß nicht ... vielleicht ... dieses Wetter ...“

*Wäre sicher nicht so ungesund, wenn das Wetterkontrollsystem funktionieren würde, dachte Celine. „Nicht reden, Tante Belle! Ist ja gut ...“*

Belles Augen verdrehten sich, bis nur noch das Weiße zu sehen war. Dann lag sie reglos in ihrem Sessel.

„Tante Belle?“ Celines Stimme klang dünn und piepsig. Ihre schwitzige Hand rutschte von der Steuerkontrolle, der Thunderbird vollführte einen kühnen Looping, stürzte ein paar hundert Meter tief, rasierte den Gipfel einer Kiefer ab, bis das Mädchen blitzschnell den Kurs korrigierte.

Voller Erwartungsangst tastete sie nach dem Puls ihrer Tante.

# Das Wohl der Erde

**D**ann bin ich den alten Angeber-Schlitten also los ... wie viel zahlt die Versicherung dafür?“ Julianna Lairis blickte ihre Mutter verwundert an. Sie hatte erwartet, Captain Lairis Ilana würde wesentlich emotionaler auf den Verlust ihres Shuttles reagieren.

„Captain Devereaux hat dieses fliegende Ungeheuer bei einer Auktion erstanden. Es hat seinen Zweck erfüllt, aber es hat nie richtig zu mir gepasst“, erklärte die Bajoranerin.

„Aber es ist ein Thunderbird! Vielleicht solltest du ihn auch einfach versteigern.“

„Ach, meine Kapitalisten-Gene sind völlig unterentwickelt. Ich würde ihn eher verschenken oder gegen einen Gefallen eintauschen, so wie Captain Devereaux.“

„Und wenn er nicht wieder auftaucht, finden wir bestimmt was nach deinem Geschmack. Vielleicht etwas in einem aparten Khaki?“ zog Julianna ihre Mutter auf.

„Das ist nicht nötig“, erklang plötzlich die Stimme von Celine Devereaux hinter ihnen.

Lairis Ilana und ihre Tochter fuhren herum. Das rothaarige Mädchen war praktisch aus dem Nichts aufgetaucht. Zwei weitere Lichtsäulen erhellten die Dunkelheit ihres Hotelzimmers, eine Sekunde später standen dort zwei männliche Sicherheitsoffiziere: ein Mensch und ein Bolianer.

Celine und Julianna umarmten sich.

„Mensch, Celine, wie ...?“

„Mit Orbitalstation Alpha. Ich bin gebeamt.“

„Das sehe ich.“

„Ich glaube, meine Tochter wollte wissen, wie du zu dieser charmanten Eskorte gekommen bist.“ Lairis deutete auf die beiden Sicherheitsoffiziere.

Celine machte ein schuldbewusstes Gesicht. „Captain, ich ... habe Ihr Shuttle genommen.“

„Ich hoffe, du hast eine gute Erklärung dafür!“

Als Celine den Vorfall mit ihrer Tante schilderte, veränderte sich der Gesichtsausdruck des Captains von einer Sekunde zur nächsten: Statt ärgerlich wirkte sie plötzlich entsetzt. „Belle hat sich nicht mehr gerührt? Bei den Propheten, ich hoffe, das bedeutet nicht ...“

„Nein, sie liegt im Krankenhaus in Edinburgh. Ihr geht es wieder ganz gut.“

Lairis atmete sichtlich erleichtert auf. „Wenn sie gestorben wäre, hätte ich das Layton nie verziehen.“ Als ihr Blick auf die beiden Sicherheitsoffiziere fiel, bereute sie diesen Satz.

Aber der Bolianer lächelte sie an. „Miss Devereaux hat einen Notruf auf allen Frequenzen gesendet und wir waren als Erste zur Stelle. Selbstverständlich hatte sie uns Einiges zu erklären und wir hatten erst mal keine andere Wahl, als sie in Gewahrsam zu nehmen ...“

„Allerdings haben wir gestern einen älteren Mann mit den Füßen voran aus seinem Haus getragen“, ergänzte der Mensch. „Er hatte einen Herzschlag und der Arzt war nicht rechtzeitig zur Stelle ... Eigentlich sind wir Miss Devereaux ganz dankbar, dass wir so was nicht noch mal erleben mussten.“

Der Bolianer räusperte sich. „Miss Lairis, wie lange ist Ihr letzter Bluttest her?“

Julianna streckte ergeben ihren Arm hin und ihre Mutter war als nächste an der Reihe.

„Ich hoffe, Sie sammeln das Zeug. Bajoranische Krankenhäuser freuen sich immer über Blutkonserven“, scherzte sie in ihrer üblich trocknen Weise.

Der Bolianer grinste, aber die Mundwinkel des Menschen zuckten nur leicht. „Wir bringen Miss Devereaux jetzt nach Hause und hoffen, dass sie sich an die Ausgangssperre hält. Ihr Shuttle steht wieder auf dem Hotelparkplatz, Captain.“

„Ich danke Ihnen!“

„Sie haben mich freigelassen“, erklärte Celine. „Das Einzige, was mir jetzt noch anhängt, ist Fliegen ohne Flugschein. Wahrscheinlich darf ich die nächsten drei Jahre keine Flugerlaubnis machen – so ein Mist auch ...“

„Ich dachte, du hättest eine Flugerlaubnis?“ warf Julianna ein.

„Ja, für Planetare Gleiter – aber das war ein weltraumtaugliches Shuttle.“

„Miss Devereaux war zwar nicht im Weltraum, aber Vorschrift ist Vorschrift.“

„Verstehe.“ Lairis hatte den Eindruck, die Sicherheitsoffiziere wollten Celine Devereaux nicht ganz ohne Strafe davonkommen lassen.

„Schönen Abend noch!“ Die beiden Männer verabschiedeten sich.

„Warum lächelst du so?“ wollte Julianna von ihrer Mutter wissen.

„Deine Freundin hat mich gerade auf eine Idee gebracht.“



Eine halbe Stunde später verließ Captain Lairis das Hotel in Uniform und machte sich auf den Weg zu den Andorianischen Gärten ... dem Treffpunkt, den sie mit T'Liza vereinbart hatte. Als sie Jerad begegnete, wurde aus ihrem Lächeln des Triumphes ein Lächeln der Verlegenheit. Der Trill lächelte nicht, sondern nahm sie einfach in die Arme.

„Woher willst du wissen, dass ich es wirklich bin?“ spottete sie.

„Notfalls kann ich einen Bluttest machen.“

„Sehr witzig!“

„Du bist also wieder im Dienst?“ Jerads Worte klangen verdächtig nach einem krampfhaften Versuch, das Thema zu wechseln.

„Nicht offiziell, aber ich wurde heute aus dem Krankenhaus entlassen.“

„Ist das nicht ein bisschen früh? Als ich dich zuletzt gesehen hab, warst du todkrank, bewusstlos ...“ Er schluckte.

„... und kein schöner Anblick. Ich weiß.“

„Darum geht es nicht“, entgegnete er heftig – und dann leiser: „Ich hatte eine Wahnsinnsangst, dich zu verlieren. Obwohl du jetzt wahrscheinlich sauer auf mich bist – du bist wenigstens am Leben und das ist das Wichtigste.“

„Ich habe eigentlich kein Recht, sauer auf dich zu sein“, erwiderte sie sachlich. „Ich kann nicht erwarten, dass du jede Zuckung von mir in- und auswendig kennst. Dafür weißt du zu wenig über mich.“

„Mir ist klar, du bist nicht unbedingt der mitteilsame Typ.“ Jerad verzog die Mundwinkel und kratzte sich am Kopf. „Aber ich war mit unserer Beziehung ... oder was immer wir da hatten ... ganz glücklich ...“

„Was immer wir da hatten – ich fürchte, es war ein Fehler.“

„Ach, meinst du?“ Es klang bitter.

„Die Sternenflotte sagt es, der gesunde Verstand sagt es ... und mein Gefühl sagt es inzwischen auch.“ Die Worte klangen selbst in Lairis' Ohren hohl.

„Es geht doch nichts über bajoranische Intuition“, erwiderte der Trill mit beißender Ironie.

Lairis atmete tief durch. „Mein Volk glaubt nicht an ‚Was immer wir da hatten ...‘ – mein Volk glaubt an feste Beziehung, an die spirituelle Verbindung von Körper und Seele ... Ich sollte eigentlich wissen, wie sich das anfühlen muss ... aber es ist über zwanzig Jahre her.“

„Du und Gabor? Ihr habt zusammen auf Cardassianer gefeuert und wart in den Kampfpausen an der Hüfte verbunden. Das nennst du spirituell?“

„Du verstehst es nicht“, fuhr Lairis ihn an. Sie wollte Jerad nicht verletzen, es tat ihr weh ... schlimmer als ein Phaserschuss in den Bauch ... aber niemand lästerte ungestraft über ihren toten Verlobten Tren Gabor.

„Es tut mir Leid.“ Jerad lächelte schuldbewusst – ein jugenhaftes Lächeln, wobei er blinzelte wie ein satter, schläfriger Kater.

Lairis drohte, auf der Stelle weich zu werden. Es war nicht der Angriff der Borg, der die Worte „Widerstand ist zwecklos“ für sie geprägt hatte – es war dieses Lächeln.

„Ich glaube, ich verstehe es wirklich nicht“, lenkte er ein. „Ich bin nur ein schlichter, unvereinigter Trill und außerdem ein Mann ... Wir hatten wohl keine echte Verbindung von Körper und Seele – aber du bist die erste Frau seit langer Zeit, mit der ich mir so was vorstellen kann. Ich liebe dich, Ilana.“

Sie runzelte die Stirn.

„Hey, warum guckst du immer so grimmig, wenn ich das sage?“

Lairis schüttelte sich kurz. „Seit ich von Bajor weg bin, haben das viele Männer zu mir gesagt. Aber zirka neunzig Prozent meinten damit: Ich finde deine Beine toll und möchte mich gern dazwischen schieben.“

Jerad seufzte. „Und seit ich bewiesen habe, dass ich dich mit jedem x-beliebigen Formwandler verwechsle, denkst du wohl, ich gehöre auch zu dieser Sorte.“

„Ich weiß im Moment nicht, was ich denken soll, Jerad“, murmelte sie erschöpft. „Manchmal wünschte ich, ich hätte ein paar Narben mehr. Dann würden mich die Kerle vielleicht wegen meiner Persönlichkeit lieben.“

„Du bist schön, Ilana“, erklärte er ernst. „Aber schöne Frauen könnte ich viele haben ...“

„Bescheidenheit ist nicht gerade deine Zier, was?“

„Ich wollte damit sagen, dass es andere Dinge sind, die mich an dir faszinieren.“

„Ich weiß.“ Sie klang nicht sehr überzeugt.

„Was soll ich noch tun, um dir zu beweisen, dass ich es ernst meine? Dir das Leben retten?“

„Das gehört zu deinem Job.“

Jerad stieß ohne Vorwarnung ein kehliges Lachen aus. „Das ist eines der Dinge, die mich so an dir faszinieren ...“

„Was?“

„Du bist ein Biest.“

Sie stimmte in sein Lachen ein, aber dann fragte Jerad: „Und wie geht es mit uns weiter?“

„Das will ich jetzt nicht entscheiden.“ Sie spürte einen undefinierbaren Schmerz in ihrer Magengrube.

„Das kann ich verstehen, aber ...“ Er legte eine dramatische Pause ein. „Komm wieder, wenn du es ernst meinst.“

„Friss Gagh“, erwiderte sie unwirsch. Es war ein Fluch, der unter Sternenflottenoffizieren kursierte, seit die ersten Austauschprogramme mit den Klingonen ins Leben gerufen worden waren.

„Die anderen warten sicher schon“, bemerkte er steif.

Lairis nickte. Schweigend folgte er ihr zum vereinbarten Treffpunkt. Es war schon seltsam, auf dem Gelände des Hauptquartiers ein Lagerfeuer brennen zu sehen ... noch seltsamer war es, dass der Chefindenieur, Lieutenant Marc van de Kamp und die Navigatorin, Fähnrich Pamela Wheeler, aufgespießte Styroporwürfel über die Flammen hielten und auch noch aßen!

„Das sind Marshmallows“, erklärte Jerad. „Manche Menschen sind ganz verrückt danach.“

„Menschen sind komische Kreaturen.“

„Geröstet schmecken sie gar nicht so schlecht.“

„Die Menschen?“

„Nein die Marshmallows!“

Sie grinsten sich an, Lairis trat näher ans Feuer und ließ ihren Blick über die versammelten Offiziere schweifen: Jerad, neben ihr, hochgewachsen und athletisch, mit kantigen Gesichtszügen, leicht ergrauten braunen Haaren und scharfen blauen Augen, ein markantes Profil, verziert mit einem aparten Fleckenmuster. Fähnrich Vixpan, der gerade angewidert einen Marshmallow ausspie und sehnsüchtig nach den Blüten der andorianischen Lilien schielte. Neben ihm ragte Lieutenant van de Kamp wie eine lange schmale Latte auf. Fähnrich Pamela Wheeler an seiner Seite lächelte nervös. Der Wind spielte mit ihren langen hellbraunen Haaren. Alle anderen Brückenoffiziere der USS CASABLANCA waren bereits auf andere Posten versetzt worden.

Von ihrer Auseinandersetzung mit Layton bis hin zur Entführung ihres Shuttles fasste Lairis die Ereignisse der letzten Tage präzise zusammen. T'Liza, deren scharf geschnittene Gesichtszüge im Schein des Feuers noch exotischer anmuteten, hörte sich den Bericht des Captains mit besorgter Miene an. Sofern man den unbewegten Gesichtsausdruck einer Vulkanierin überhaupt so deuten konnte.

„Das ist nicht gut ... überhaupt nicht“, meinte auch Lieutenant van de Kamp.

„Die Zivilbevölkerung leidet und es ist die Sternenflotte, die dieses Leiden verursacht. Wir müssen etwas unternehmen!“ Das war Fähnrich Vixpan.

„Auf jeden Fall“, stimmte ihm Lairis zu. „Als sich Celine Devereaux mein Shuttle ... ähm ... ausgeliehen hat, um ihrer Tante zu helfen, kam mir eine ganz brauchbare Idee ...“ Unter den erwartungsvollen Blicken der anderen Offiziere fuhr sie fort: „Die Sternenflotte wird gebraucht, um Sicherheit und Ordnung aufrecht zu erhalten. Für die Versorgung der Bevölkerung fehlen uns an allen Ecken und Enden Leute. Leider hab ich Admiral Layton nicht mehr erreicht, daher werde ich morgen zu ihm gehen und ihm folgenden Vorschlag machen: Jeder Zivilist mit einem Flugschein der Klasse Drei hat ab jetzt die Chance, ein Held zu werden. Das bedeutet, er oder sie kann sich freiwillig melden, um Nahrungsmittel, Wasser, Heizaggregate und medizinische Versorgungsgüter in den Wohngebieten zu verteilen. Wer so freundlich ist, uns auf diese Weise zu unterstützen, gehört ab sofort zum Hilfspersonal der Sternenflotte.“

„Klingt vernünftig“, meinte Fähnrich Wheeler.

„Haben wir genug Shuttles?“ fragte Fähnrich Vixpan.

„Captain Sisko hat vorgestern welche bei UTOPIA PLANITIA und MCKINLEY angefordert. Die Jungs dort schieben Dreifachschichten, um sie rechtzeitig fertig zu kriegen.“

„Ich sehe da nur ein Problem ...“ erklärte Jerad. „Alle Freiwilligen müssten sich bei der Kommandantur ihres Viertels melden – sonst kriegen wir das nicht auf die Reihe. Aber da diese verfluchte Ausgangssperre den ganzen Tag dauert ...“

„Ich denke, die Lösung ist ziemlich einfach“, entgegnete Lairis. „Entweder Layton unterbricht die Ausgangssperre für ein oder zwei Stunden oder jeder, der sich auf den Straßen blicken lässt, ist dienstverpflichtet ... auf die eine oder andere Weise.“

Lieutenant van de Kamp räusperte sich. „Ich möchte ja nicht pessimistisch sein, aber ... Was tun wir, wenn Layton Ihren Vorschlag ablehnt, Captain?“

„Das Problem ist mir durchaus bewusst, Lieutenant“, erwiderte die Bajoranerin leise.

„Ich denke, es gibt kein Problem“, mischte sich T'Liza ein. „Layton ist zwar starrsinnig, aber nicht dumm. Er weiß insgeheim, dass er mit der ganztägigen Ausgangssperre zu weit gegangen ist ... dass seine Unterstützung in der Zivilbevölkerung und selbst in der Sternenflotte bröckelt. Das wird er auf keinen Fall zulassen!“

„Trotzdem wird er die Ausgangssperre nicht widerrufen“, nahm Vixpan an.

„Wohl kaum, denn der gute Mann ist nicht in der Lage, Fehler zuzugeben. In den zwanzig Jahren, drei Monaten und zwölf Tagen, die ich ihn kenne, hat er noch nie einen Befehl widerrufen.“

Allerdings wird er aus politisch-taktischen Gründen für jeden Vorschlag offen sein, der dazu beiträgt, die Lage der Bevölkerung zu verbessern.“

„Selbst wenn dieser Vorschlag von mir kommt?“ Lairis schielte skeptisch zu T'Liza herüber.

Die Vulkanierin überlegte kurz. „Es funktioniert eventuell besser, wenn Sie mit Ihren Vorschlägen zu Captain Sisko gehen. Er kann sie Layton gegenüber als seine eigenen verkaufen.“

„Das bedeutet: ich werde zu Sisko gehen, der Layton meine Vorschläge unterbreiten soll, damit Layton Sisko befehlen kann, mir zu befehlen, meine eigenen Ideen umzusetzen. Ich liebe die Hierarchie der Sternenflotte!“

„Und was machen wir, wenn Layton dümmer ist, als wir denken? Wenn er keine Zivilisten mobilisieren will?“ Marc war immer noch nicht zufrieden. „Haben wir einen Plan B, Captain?“

„Nein, den müssen wir uns leider erst überlegen. Aber dafür sind wir ja hier.“

„Vielleicht kriegen wir die CASABLANCA soweit flott, dass sie als eine Art ... Schaltzentrale für den Transport von Hilfslieferungen dienen kann“, schlug Vixpan zaghaft vor.

Fährlich Wheeler schnaubte abfällig. „Wenn wir mit der alten Quarktasche nicht in der Atmosphäre verglühen, sind wir gut!“

„Wo sie recht hat, hat sie recht“, meinte Marc. „Ihr Brückenoffiziere denkt immer, wir Techniker könnten alles reparieren, was ihr regelmäßig zu Schrott fliegt. Ich bin zwar gut, aber so gut nun auch wieder nicht.“

Vixpan ließ die Ohren hängen – und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Lairis verspürte das dringende Bedürfnis, ihn in Schutz zu nehmen. „Fähnrich Vixpan bemüht sich wenigstens, konstruktiv zu sein. Ich hoffe sehr, von Ihnen beiden kommt auch noch was!“ sagte sie nachdrücklich. „Allerdings ist die CASABLANCA wirklich nicht für unsere Zwecke zu gebrauchen. Ich erinnere mich nur mit Grausen daran, was aus dem Replikator gekommen ist, als ich Takalianischen Tee verlangte. Wir wollen die Bevölkerung versorgen und nicht vergiften!“

„Layton sieht das anders“, wandte T'Liza ein.

„Ach, nun setzt er auf die Endlösung der Zivilistenfrage?“ scherzte Marc – und auf den entsetzten Blick von Lairis versicherte er schnell: „Captain, das war doch nur ein Witz!“ *Und übrigens, diesen Humor habe ich von Ihnen*, ergänzte er still.

„Nein, Lieutenant, ich bezog mich auf die USS CASABLANCA“, widersprach T'Liza. „Sie ist gerade auf Io zur Generalüberholung.“

„Generalüberholung?“ wunderte sich Lairis. „Sämtliche Experten der Sternenflotte waren sich einig, dass sich das nicht mehr lohnt ...“

„Der Admiral meint, uns stünde ein Krieg bevor, so dass wir es uns nicht leisten könnten, Ressourcen zu verschwenden.“

„Sind noch andere Schiffe zur Generalüberholung oder nur die USS CASABLANCA?“

„Nur die CASABLANCA.“

„Woher ahnte ich das wohl ...“

„Er hat vor, Sie zum Patrouillendienst in der Nähe der Badlands zu versetzen, Captain.“

Verwirrtes Schweigen. Das Prasseln des Feuers war das einzige Geräusch in der Stille.

„Schön, dass er wenigstens vorher mein Schiff reparieren lässt“, kommentierte Lairis trocken.

„Er will Ihnen keinen Schaden zufügen, aber er möchte verhindern, dass Sie ihm in die Quere kommen“, erklärte T'Liza. „Genau wie Kadett Raymond Kitamura ...“

„Was hat Raymond damit zu tun?“ fragte Lairis irritiert.

„Seit seiner Entlassung aus dem Krankenhaus ist er bei mir in Behandlung. Durch den Tod seines Vaters und seine Erlebnisse bei den Wechselbälgern ist er natürlich traumatisiert – allerdings nicht so schwer, dass er dienstunfähig wäre. Im Gegenteil: Ich bin der festen Überzeugung, dass seine Genesung große Fortschritte machen könnte, wenn er sein normales Leben



weiterführen würde, wenn er eine Aufgabe bekäme, seine Freunde wieder sehen könnte ... statt den ganzen Tag zu Hause festzusitzen, wo ihn alles an seinen verstorbenen Vater erinnert. Wir haben verschiedene Therapieformen probiert – unter anderen auch eine, die die vulkanische Geistesverschmelzung beinhaltet. Mein Gutachten war ausgesprochen klar formuliert – trotzdem musste ich Kadett Kitamura für unbestimmte Zeit beurlauben ... auf Laytons direkten Befehl.“ T'Liza zögerte, bevor sie fortfuhr. „Captain, Sie haben Raymond sehr geholfen, als er über den Verlust seines Vaters fast verzweifelt wäre ... Sie haben sich gegenseitig beigestanden, als Sie mit dem Quickenig verseucht wurden ... das schafft Gemeinsamkeiten, und Layton weiß das. Er fürchtet, Kadett Kitamura könnte von seinen Kommilitonen auf der Akademie etwas erfahren, das er dann an Sie weitergibt. Zum Beispiel von Kilari Kayn, die nachweislich zum Red Squad gehört, oder von Nog, der alle Hebel im Bewegung setzt, um dazuzugehören ...“

„Augenblick mal, jetzt sind Sie ein bisschen zu schnell für uns ... Was sind die Red Squad?“ unterbrach sie Jerad.

„Eine Truppe von Elitekadetten. Sie bekommen eine Spezialausbildung, zusätzliche Trainingsflüge, werden zu Außenmissionen mitgenommen ...“

„Jetzt fühlen wir uns erst richtig unterprivilegiert“, beschwerte sich Lairis. „Und seit wann gibt es diese Red Squad? Tut mir Leid, ich muss da irgendwas verpasst haben ...“

„Seit zwei Jahren.“

„Also ist die Geschichte auf Laytons Mist gewachsen. Hab ich mir schon gedacht.“

„Mir gefällt das alles immer weniger“, murmelte Jerad.

„Mir auch“, stimmte T'Liza zu. „Gestern klopfte ich an die Tür von Laytons Büro. Der Admiral antwortete nicht, aber ich wusste, er war drin ... Also wartete ich ein paar Minuten, aber da es sich um eine ziemlich dringende Angelegenheit handelte, sagte ich schließlich, dass ich es sehr eilig hätte ... Er bat mich herein, klang dabei ziemlich genervt – und ich sah, dass er blitzschnell etwas in seinem Safe weggeschlossen hat. Offenbar nahm er an, ich hätte nicht gesehen, was es ist, aber wie viele Menschen unterschätzte er das vulkanische Auge ...“

„Was war es?“ hakte Lairis angespannt nach.

„Wechselbalg-Protoplasma. In einer Phiolen.“

Jerad runzelte die Stirn und auch Lairis wirkte ziemlich irritiert. „Wo hat er das her?“

„Höchstwahrscheinlich von Odo.“

„Aber was will er damit?“

„Ich weiß es nicht.“

„Eine biogene Waffe entwickeln, die nur Wechselbälger umbringt?“ vermutete Marc.

„Völkermord!“ murmelte Fähnrich Wheeler schockiert. „Wenn die Sternenflotte das wirklich fertig bringt, dann hänge ich meine Uniform an den Nagel!“

Vixpan meckerte traurig.

„Wir wissen doch gar nicht, was Layton wirklich vorhat“, beruhigte sie Jerad.

„Aber er plant etwas, wovon der Präsident und die Öffentlichkeit nichts erfahren sollen. Das sagt mir die Logik“, meinte T'Liza.

„Sie meinen ... Hochverrat?“

Kaum hatte Lairis das Wort ausgesprochen, schnappten mindestens zwei Leute entsetzt nach Luft. „Das kann ich nicht glauben!“ rief Jerad.

„Ich eigentlich auch nicht“, lenkte die Bajoranerin ein.

„Aber Tatsache ist, dass die Bombe in Antwerpen nicht von Wechselbälgern gelegt wurde“, mischte sich Lieutenant van de Kamp ein. Sämtliche ungläubig-entsetzten Augenpaare, die bis jetzt an Lairis gehangen hatten, wandten sich den jungen Ingenieur zu. „Ich konnte den Datenkristall entschlüsseln, den Odo dem Captain gegeben hat“, erklärte er. „Daraus wird ersichtlich,

dass nie mehr als vier Wechselbälger gleichzeitig auf der Erde gewesen sind. Es waren vor dem Attentat vier und danach waren es immer noch vier.“

Fähnrich Wheeler verschränkte die Arme vor der Brust, als würde sie frieren. „Ich dachte bisher, dieser eine Formwandler hätte sich geopfert, um die Föderation ins Chaos zu stürzen ...“

„Es wurden keine Überreste eines Wechselbalgs gefunden. Das kann uns Captain Sisko schwarz auf weiß geben.“

„Dann ist er vielleicht doch entkommen.“

„Höchst unwahrscheinlich.“

„Dass die Sternenflotte ihre eigene Konferenz in die Luft jagt, finde ich noch unwahrscheinlicher“, konterte Fähnrich Wheeler hitzig.

„Fähnrich, Lieutenant, es ist nur kontraproduktiv, wenn Sie sich hier streiten“, fuhr Lairis dazwischen. „Und wilde Spekulationen bringen uns auch nicht weiter. Unsere Prioritäten sind klar: Den Ausnahmezustand können wir nicht kippen, aber wir können dafür sorgen, dass er für die Bevölkerung erträglich wird. Fähnrich Vixpans Idee, ein größeres Schiff als Schaltzentrale einzusetzen, war gar nicht so dumm.“

Vixpan blinzelte geschmeichelt. Sein Selbstbewusstsein war wieder in Ordnung.

„Aber das einzige größere Schiff, das wir im Orbit haben, ist die USS LAKOTA ...“

„Sicher, Jerad, aber UTOPIA PLANITIA ist auch nicht weit weg“, entgegnete der Captain.

„Hoffen wir, dass Layton uns keine Steine in den Weg legt.“

„Wenn er das tut, ignoriert er alles, worauf er mal seinen Eid geleistet hat“, meinte Lairis.

„Ich denke auch, das wird er nicht wagen“, ergänzte Jerad.

„Darauf würde ich mich nicht verlassen“, sagte das Feuer.

Das Feuer?

Es sprach mit Odos Stimme – und im nächsten Moment wuchs der Kopf des Constables aus einem der Holzscheite. Der Rest des Körpers folgte binnen Sekunden.

„Constable, ich befinde mich hier in einer Besprechung mit Offizieren meines Vertrauens – und Sie standen nicht auf der Gästeliste!“

„Ich bin nach wie vor am besten geeignet, um herauszufinden, ob das Hauptquartier der Sternenflotte von Wechselbälgern infiltriert worden ist“, erwiderte Odo nüchtern. „Jedenfalls war ich auf einer Beobachtungsmission, als mich Ihr Lieutenant ins Feuer geworfen hat. Es fing gerade an, unangenehm zu werden.“

„Die Tarnung als Holzscheit war vielleicht nicht die beste Wahl.“

„Woher sollte ich ahnen, dass sich Lieutenant van de Kamp an der Beetdekoration vergreift! Außerdem habe ich die Tarnung als Vogel aufgegeben, seit ich gesehen habe, wie drei Straßen weiter eine Seemöwe als Abendessen zubereitet worden ist.“

„Warum haben Sie sich nicht zu erkennen gegeben?“ fragte Lairis sanfter.

„Weil ich nicht gleich sicher war, ob ich Ihnen trauen kann.“

„Niemand traut mehr irgendjemandem. So weit haben sie uns nun!“

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Captain Sisko von Ihrer kleinen Unterhaltung erzähle?“

„Haben Sie mir das Leben gerettet, um mich jetzt vors Kriegsgericht zu bringen?“

„Durchaus nicht, Captain Lairis. Sisko stellt sich die selben Fragen wie Sie.“

Lairis zeigte sich unbeeindruckt. „Würden Sie bitte endlich aus dem verfluchten Feuer rauskommen? Ich weiß, es schadet Ihnen nicht – aber der Anblick ist doch ziemlich makaber!“

Odo stieg aus den Flammen – gänzlich unbeschädigt, weshalb sich Vixpans Nackenfell senkrecht sträubte. *Formwandler!* ächzte Lairis in Gedanken.

„Ich bin immer noch nicht überzeugt, dass Sie die Wahrheit sagen ...“

„Ich habe Ihnen das Leben gerettet, wie Sie eben sagten. In Las Cruces. Ich verwandelte mich in eine Ratte und Sie warfen eine Bibel nach mir.“

Lairis' Gesichtszüge entspannten sich. „Das beweist zumindest, dass Sie tatsächlich Odo sind. Und Odo hätte keinen Grund, mich zu belügen. Bitte entschuldigen Sie meine Paranoia.“

„Sie ist in diesen Tagen angebracht, denke ich.“

„Und nun ist Sisko auch paranoid geworden? Das nenne ich einen plötzlichen Sinneswandel!“

„Den hat er Ihnen zu verdanken, Captain. Seit Sie sich vor zwei Tagen mit Layton angelegt haben, sind uns immer mehr Ungereimtheiten in den offiziellen Berichten aufgefallen ...“

„Zum Beispiel?“

„Bei all den Sicherheitsvorkehrungen – Phaserabtastungen, Bluttests ... Wie ist es den Wechselbälgern da gelungen, die Division für planetare Operationen zu infiltrieren? Und selbst wenn man annimmt, dass sie das irgendwie geschafft haben, können sie schwerlich an die Codes für das Energierelais gelangt sein!“

Lairis zuckte die Schultern. „Es dürfte für einen Wechselbalg, der die Gestalt eines Sternenflottenoffiziers angenommen hat, nicht allzu schwer sein, diese Codes von einem anderen Sternenflottenoffizier zu erfahren.“

„Ich wäre verdammt misstrauisch, wenn mich jemand nach solchen Codes fragen würde!“

„Das angeborene Misstrauen der Formwandler geht wohl vielen Sternenflottenoffizieren ab.“

„Jeder, der nur einen Funken Verstand hat, sollte misstrauisch sein, seit Wechselbälger die Erde erreicht haben!“

„Wer mag Ihnen da widersprechen ...“ Die Bajoranerin lächelte, doch ihre Augen blieben ernst. „Danke, Odo! Ich bin froh, Captain Sisko auf unserer Seite zu wissen!“

„Aber was sollen wir jetzt tun?“ hakte Fähnrich Vixpan nach.

Halt suchend umklammerte Lairis den dünnen Stamm der nächsten Akazie. Dumpfe Schmerzen plagten sie schon den ganzen Tag ... wie ein Surren im Hintergrund, das nicht allzu laut war, aber mit der Zeit gewaltig nerven konnte. Jerad hatte recht: Sie war eindeutig zu früh aus dem Krankenhaus gekommen. Fähnrich Vixpans besorgten Blick ignorierte sie.

„Wir kümmern uns um das Wohl die Erde“, erklärte der Captain fest. „Selbst wenn es uns den Hals kostet.“



**W**as Sie da verlangen, ist ziemlich ungewöhnlich, Captain ...“ Der Direktor von UTOPIA PLANITIA, ein leicht übergewichtiger Tellarit, wackelte nachdenklich mit seiner schweineähnlichen Nase und musterte Lairis aus dunklen Knopfaugen. „Wir reden hier von der USS DEFENDER, dem neuesten Kriegsschiff-Prototyp der Sternenflotte! Den kann ich nicht einfach verleihen wie eine Kaffeekanne!“

„Und ich rede von einer planetaren Katastrophe auf der Erde!“ entgegnete Lairis Ilana eindringlich. „Gestern gab es ein schweres Erdbeben in der Region Pakistan, das vierundfünfzig Menschenleben gefordert hat! Es gibt Menschen, die sich wegen der Ausgangssperre nicht aus ihren Häusern trauen – nicht einmal, wenn sie über ihrem Kopf einstürzen! Daran kann ich leider nichts ändern, aber wenn wir ein großes Schiff zur Verfügung hätten, könnten wir nach Wetterturbulenzen scannen und sie rechtzeitig auflösen, damit Hurrikans und ähnliche nette Launen der Natur gar nicht erst zuschlagen.“

„Die McKinley-Station transferiert doch schon Energie zur Wetterkontrolle ...“

„McKinley musste den Transfer leider einstellen, weil dort oben schon das Licht geflackert hat. Wie sollen sie die angeforderten Shuttles rechtzeitig liefern, wenn sie Energieprobleme haben?“

„Das leuchtet mir durchaus ein, aber ...“

„Bitte! McKinley und was es sonst noch an Orbitalstationen gibt, kann nur begrenzt helfen. Mit einem Schiff sind wir wesentlich flexibler. Zum Beispiel können wir die Leute rechtzeitig aus Katastrophengebieten beamen, Hilfslieferungen koordinieren ... Die LAKOTA schafft das nicht allein – zumal sie sich gestern wirklich einen prima Zeitpunkt ausgesucht haben, um an ihren Triebwerken herumzubasteln.“

„Ich kann Ihnen die DEFENDER nicht geben“, wiederholte der Tellarit stur. „Jedes andere Schiff – aber nicht dieses.“

„Haben Sie denn andere Schiffe, die soweit fertig sind, dass sie für diese spezielle Mission in den Dienst gestellt werden können?“

„Zur Zeit nicht.“ Der Direktor musterte sie forschend. „Was hält Admiral Layton von Ihrer Idee?“

„Ich weiß nicht, was er davon hält, aber ich habe seine Erlaubnis“, erwiderte sie glatt.

„Die hätte ich gern schriftlich.“

„Selbstverständlich.“

„Wir müssten noch einige Tests an den Waffensystemen durchführen, aber ...“

„Für meinen Zweck brauche ich keine Waffensysteme.“

„Was ist, wenn das Dominion angreift?“

„Dann können wir nur noch beten, fürchte ich. Die DEFENDER allein hält keine Invasionsflotte auf. Nicht mal im Doppelpack mit der LAKOTA.“

„Sie haben mich überzeugt, Captain. Die DEFENDER wartet in Andockbucht 7 auf Sie.“

„Ich danke Ihnen, Sir!“ Das Lächeln der Bajoranerin war ehrlich.

Nun, da diese Hürde gemeistert war, gab es nur noch eine Person, mit der sie sich verständigen musste. Sie wählte das Hauptquartier und ließ sich zu Captain Erica Benteen durchstellen.

„Guten Morgen, Captain Benteen, ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Beförderung“, begrüßte Lairis die stirnrunzelnde AdjutantIn des Oberkommandierenden von Starfleet.

„Danke, Captain Lairis“, antwortete Benteen reserviert. „Was verschafft mir die Ehre?“

„Sie haben ein Schiff, ich habe ein Schiff und die Vernunft gebietet uns, zusammenzuarbeiten.“

„Bei allem Respekt – aber Ihr sogenanntes Schiff läuft Gefahr, im Flug auseinander zu fallen.“

„Wieso hören Sie sich meinen Vorschlag nicht in aller Ruhe an, bevor Sie unqualifizierte technische Diagnosen stellen?“

„Also gut, ich höre ...“

Lairis erörterte Benteen ihre Pläne, aber das änderte nichts an Benteens tiefer Skepsis.

„Und Admiral Layton lässt Ihnen bei all dem freie Hand?“

„Ja, das hat mich selbst überrascht. Aber ich denke nicht darüber nach.“

„Er hat Ihnen das Kommando über die DEFENDER gegeben?“ Aus Benteens Mund klang die Frage so, als hätte Lairis ihr gerade mit heiligem Ernst verkündet, dass es das Ungeheuer von Loch Ness wirklich gab.

„Nur vorübergehend“, antwortete Lairis kühl. „Wenn wir wieder Strom haben, kommt das Schiff zurück nach UTOPIA PLANITIA. Die DEFENDER wurde noch nicht offiziell in den Dienst gestellt und ich bin auch nicht als ihr Captain eingetragen, wenn Sie das beruhigt.“

„Na, ein Glück! Sie haben doch nicht einmal Ihre Männer unter Kontrolle“, rutschte es Benteen heraus.

Lairis erinnerte sich mit gesträubten Nackenhärchen an Benteens zornige Beschwerde, sie sei von einem sturzbetrunkenen Lieutenant Commander Prescott „sexuell belästigt“ worden. Offenbar hatte Lairis nicht mit der angemessenen Empörung darauf reagiert, was Benteens Wut noch

verstärkte. „Darf ich Sie daran erinnern, dass ich krankgeschrieben war, als Commander Prescott ... außer Kontrolle geraten ist?“

„Das entbindet Sie nicht von Ihrer Verantwortung als seine Vorgesetzte!“

Lairis knirschte mit den Zähnen. Obwohl Prescott den Fehler begangen hatte, der Adjutantin Laytons eindeutige Angebote zu machen, konnte die Bajoranerin gut verstehen, weshalb Prescott und Beck an diesem Nachmittag Trost im Alkohol gesucht hatten. Trotzdem hatte Benteen Recht und sie musste Prescott irgendwie disziplinieren.

Sie hatte wahrhaftig andere Probleme.

„Bei allem Respekt – aber Sie sind noch nicht lange genug Captain, um mir etwas über Verantwortung zu erzählen. Klugscheißen ist erst nach einem Jahr Kommandoerfahrung erlaubt“, wies sie Benteen zurecht. „Was halten Sie davon, wenn ich die Nordhalbkugel übernehme und Sie die Südhalbkugel?“

Benteen schluckte ihren Ärger herunter, was ihr keineswegs leicht fiel. „Meinetwegen. Es ist Ihre Mission, Lairis.“

„Sie können auch die Nordhalbkugel haben, wenn sie Ihnen besser gefällt. Ich bin auf diesem Planeten sowieso nicht heimisch.“

„Diese Entscheidung überlasse ich Ihnen“, erwiderte Benteen spitz. Dann verabschiedete sie sich und der Bildschirm wurde dunkel.

„Woher kommt's, dass mir auf einmal so viele nette Strafen für Insubordination einfallen?“ murmelte Lairis.

„Insubordination greift nicht mehr. Sie sind gleichrangig.“

„Dessen bin ich mir bewusst – und Benteen leider auch. Ihre Beförderung macht sie nicht gerade lebenswürdiger.“

Lieutenant Marc van de Kamp, der die ganze Zeit daneben gestanden und sich ein Kichern verkneifen hatte, lachte nun leise. „Benteen zum Captain befördert! Meine Mutter hatte Recht: Die Wege des Herrn sind unergründlich.“

„Wenn der ‚Herr‘ Layton heißt, gibt es nur einen Weg: Kriech ihm einfach hinten rein.“

„Klappt das auch bei Benteen?“

„Ich weißt nicht ... Wir können ihr ja als Zeichen unserer Wertschätzung eine meiner Fleisch fressenden Pflanzen schicken.“ Und in einem Anfall von Boshaftigkeit fügte Lairis hinzu: „Hoffentlich steckt sie ihre Finger bis zum Anschlag rein!“

# Raymond

**R**aymond Kitamura hielt den Tricorder seines Vaters in der Hand und das Display ver-schwamm vor seinen Augen. Es zeigte ohnehin nichts, was den Jungen interessiert hätte – nur die Lebenszeichen von Pflanzen und manchmal die schwache DNA-Signatur eines Regen-wurms. Er hatte in den letzten Tagen kaum geschlafen, immer nur gescannt ... jeden einzelnen Quadratzentimeter im Haus und im Garten. Es war besser, als in seinen Alpträumen zu sehen, wie Captain Lairis unter Qualen starb und ihr schönes Gesicht sich in blutigen Schlamm ver-wandelte. Außerdem musste er diese verfluchte Sicherheitsbox finden, bevor ihm die Wechsel-bälger zuvor kamen! Oder die Sternenflotte.

Leider war die Box mit einem Tricorder schwer aufzuspüren. Wann immer Raymond etwas Viel versprechendes entdeckt hatte, entpuppte es sich als altes Gartengerät oder kaputtes Spiel-zeug. Und für solchen Schrott hatte er tiefe Löcher gebuddelt, die wie hässliche Wunden im Ra-sen klafften ... den schönen Garten verunstalteten, in den Captain Kitamura so viel Zeit und Liebe gesteckt hatte ... Aber Raymond wusste, sein Vater würde es verstehen. Der Inhalt dieser Box hatte ihm mehr bedeutet als sein Garten, sein Haus oder sein Leben.

Plötzlich piepte der Tricorder ... eine hektische Abfolge von Signalen, die den Jungen abrupt aus seinen Gedanken riss. Es war eine Signatur von Kunststoff und einem schwachen elektro-magnetischem Feld. Raymond schöpfte neue Hoffnung, fluchte jedoch leise, als er erkannte, woher das Signal kam.

Der Steingarten war ein kleines Kunstwerk und es würde ihm nie gelingen, ihn wieder so auf-zubauen ... Obendrein sah er völlig unberührt aus. Raymond konnte sich nicht vorstellen, dass sein Vater die Sicherheitsbox darunter verbuddelt hatte. Vielleicht war es doch nur ein altes Ra-dio, was dort lag ...

„Wunderschön!“ meinte Captain Lairis.

Lairis? Raymond wollte sich umdrehen – aber war sie überhaupt real? Er war dermaßen über-müdet, dass er nicht zum ersten Mal Traum und Wirklichkeit verwechselt hätte. Und wenn sie kein Traumgebilde war ... Was würde ihn dann erwarten? Ein entstelltes Gesicht? Ein gebrech-licher Körper? Amputierte Gliedmaßen?

Nichts dergleichen. Sie lächelte ihn an und er lächelte schüchtern zurück. Nachdem er sich verstohlen umgesehen hatte, ob auch niemand in der Nähe war, schlang er seine Arme um sie.

„Ist ja alles in Ordnung“, beruhigte ihn Lairis und tätschelte ihm der Rücken.

„Meinen Sie? Die Krankheit hätte mich erwischen sollen, und nicht Sie! Ich war doch derjenige, der uns alles eingebrockt hat ...“

„Das ist nicht wahr!“ widersprach die Bajoranerin energisch und verdrängte ihren schrecklichen Traum, in dem sie Raymond als Wechselbalg gesehen hatte. „Es war richtig, dass sie mich ge-rufen haben, und Sie konnten ja nicht ahnen, dass wir in so ein Schlamassel geraten! Außerdem lebe ich noch und habe ganz offensichtlich besser geschlafen als Sie.“

Raymonds Blick wanderte verlegen über die Trittsteine. „Ich habe die Sicherheitsbox gesucht.“

„Hab ich mir schon gedacht. Und sind Sie fündig geworden?“

Raymond schüttelte den Kopf. „Ich hab zwar gerade was unterm Steingarten entdeckt ...“

„Wollen Sie ihn etwa kaputt machen? Ich schlage vor, wir sehen zuerst im Teich nach.“

„Im Teich? Sind Sie sicher? Wer ist so verrückt, ein elektronisches Gerät ins Wasser zu schmeißen?“

„Wer würde im Wasser danach suchen?“ konterte Lairis. „Was war es überhaupt für eine Si-cherheitsbox? Typ Drei oder Typ Vier?“

„Typ Vier, glaube ich.“

„Perfekt! Alle Sicherheitsboxen des Typ Vier sind mit einem Kraftfeld versiegelt, das sie vor Wasser und allem Möglichen Anderen schützt. Diese Kraftfelder halten wochenlang, bevor die Batterie neu aufgeladen werden muss.“

Raymonds Augen leuchten auf. „Und wenn ich nach so einem Ding scanne, würde mein Tricorder nur das elektrische Feld registrieren ...“

Lairis nickte. „Aber nicht unter Wasser. Jedenfalls nicht mit einem konventionellen Tricorder. Energiewerte werden durch Wasser immer verfälscht ... beziehungsweise gar nicht wahrgenommen, wenn sie zu schwach sind.“

„Wieso bin ich nicht selber drauf gekommen!“

„Weil Sie noch nie goldgepresstes Latinum vor den Cardassianern verstecken mussten, schätze ich“, gab Lairis verschwörerisch zurück. „Warum haben Sie nicht nach mir gefragt? Damit hätten Sie sich eine Menge sinnlose Arbeit ersparen können.“

„Ich weiß nicht“, murmelte Raymond.

„Dachten Sie, ich wäre böse auf Sie? Oder würde Ihnen die Schuld für mein Elend geben?“

„Ja ... irgend so was ...“

„Das verstehe ich sogar. Wenn ich allein in diesem Haus leben müsste, würde ich auch auf dumme Gedanken kommen.“

Der Junge lächelte erleichtert. „Ja, das meint Counselor T'Liza auch.“

„Konnte sie Ihnen wenigstens helfen?“

„Ich denke, schon ... Und Ihnen?“

„Ich war nicht bei ihr.“

„Nein?“ staunte Raymond.

„Manchen Leuten mag es ja helfen, stundenlang über ihre Gefühle zu reden ... Mir nicht. Mir ist es am liebsten, wenn der ganze Mist nicht wieder aufgerührt wird.“

„So viel redet T'Liza eigentlich gar nicht.“ Raymond schmunzelte. „Sie macht lieber Gedankenverschmelzung. Dabei sind wir wieder in diesem gruseligen Hotel, wo uns die Wechselbälger eingesperrt haben ...“

„Also, darauf könnte ich erst recht verzichten!“ unterbrach ihn Lairis angewidert.

„Ach, wieso? Ich habe alle drei Formwandler gegrillt ... mit Rana Tels Gedankenstrahl.“

„Und das ist T'Lizas Vorstellung von Therapie? So viel zum Pazifismus der Vulkanier.“

„T'Liza meint, am wichtigsten wäre es, das Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit zu überwinden. Und wenn ich dafür meine eigene Fantasie benutzen kann – umso besser! Allerdings ...“ Raymond starrte nachdenklich in die Ferne. „Es war schon cool, die ganzen Wechselbälger zu Staub zerfallen zu lassen, aber ... Beim letzten Mal hatte ich das dumme Gefühl, diese Kraft käme nicht von mir und auch nicht von Rana Tel ...“

„Von wem dann?“ fragte Lairis irritiert.

„Ich weiß nicht ... mein Geist war eins mit dem der Vulkanierin ...“

„Wollen Sie damit andeuten, es wäre T'Lizas Kraft gewesen?“ hakte Lairis beklommen nach.

„Ach, vergessen Sie es! Vielleicht spinne ich wirklich ...“

*Vielleicht aber auch nicht*, entgegnete Lairis im Stillen.

„Jedenfalls hat sie danach mit den Geistesverschmelzungen aufgehört und wir probieren es jetzt mit Meditation“, fuhr der Junge fort. „Ich hab angefangen, alte buddhistische Schriften zu lesen, um wieder einen klaren Kopf zu kriegen ...“

„Warum auch nicht? Viele Leute finden in schwierigen Situationen Trost im Glauben.“

„Es tröstet mich bloß nicht“, murrte Raymond. „Wenn ich den ganzen Kram richtig ernst nehmen würde, müsste ich aus der Sternenflotte austreten, denn eigentlich dürfte ich dann gar nicht

kämpfen. Oder ich müsste noch ein paar tausend Jahre auf meine Erlösung warten ... nur, dass ich irgendwie gar nicht erlöst werden will. Absolute Seelenruhe ist sicher sehr schön ... für eine Weile. Aber niemand sagt mir, wie ich aus diesem Nirwana wieder raus komme, wenn es mir zu langweilig wird ... Und dafür soll ich so ein dürrer Asket mit Lendenschurz werden, der nichts als Kaninchenfutter frisst und keine Leidenschaften mehr hat? Dafür soll ich zusehen, wie meine Freunde vom Dominion abgeschlachtet werden ... und die wollen bestimmt nicht alle ins Nirwana ... vielleicht will das nicht einmal mein Dad.“

„Glaubenskrisen sind schon was Feines“, meinte Lairis mitfühlend. „Ich hatte die erste, als ich ungefähr in Ihrem Alter war. Nur meine war sehr viel schlichter: Ich habe mich eigentlich nur gefragt, wieso die Propheten zulassen, dass die Cardis unser Volk so quälen.“

„Und haben Sie eine Antwort gefunden?“

„Na ja ... wir Bajoraner haben irgendwie Glück, weil unsere Götter wirklich existieren. Ich glaube sogar, dass sie über uns wachen und es kann auch nicht schaden, zu ihnen zu beten. Aber spätestens, seit Sisko das Wurmloch entdeckt hat, wissen wir, dass uns die Propheten genauso wenig verstehen, wie wir sie verstehen. Also verlasse ich mich lieber auf mein eigenes Urteil.“

„Gerade das fand ich am Buddhismus früher so toll: Dass sich der Mensch selbst erlösen kann und dafür keinen Gott braucht. Ich hab auch immer bewundert, wie ausgeglichen diese Leute sind und wie locker sie mit Schwierigkeiten umgehen ... Wenn ich ein richtiger Buddhist wäre, würde ich den Tod meines Vaters nicht so schwer nehmen, weil ich mir sagen könnte, dass er wiedergeboren wird, vielleicht sogar auf dem Weg zur ewigen Seeligkeit ist ... dass alles vergänglich ist – auch die Wechselbälger, die ihn abgemurkst haben ... selbst die Herrschaft des Dominion, falls wir irgendwann überrannt werden ...“

„Mit so einer Einstellung hätten wir die Cardis heute noch auf Bajor zu sitzen“, entgegnete Lairis trocken.

„Andererseits hat Gandhi die Engländer mit gewaltlosem Widerstand vertrieben. Er war zwar kein Buddhist, glaube ich, aber er hatte so ähnliche Prinzipien.“

„Gandhi begann im Gefängnis einen Hungerstreik, und die Engländer haben ihn nur deshalb nicht sterben lassen, weil sein Tod höchstwahrscheinlich eine Revolution ausgelöst hätte. Letztendlich war es die Furcht der Eroberer vor Gewalt, die Gandhis gewaltfreien Widerstand erfolgreich machte. Ziemliche Ironie.“

„Aber die Inder haben sie auch wirtschaftlich fertig gemacht: Indem sie englische Waren boykottierten und sich einfach weigerten, Steuern zu zahlen.“

„Ja, das kam noch dazu ... aber ich denke, was den Ausschlag gegeben hat, war der Zweite Weltkrieg: Gandhis Partei versprach die Engländer nur dann im Krieg zu unterstützen, wenn sie Indien die Unabhängigkeit gewähren würden.“

„Sie wissen ja mehr über diese Sache als ich“, staunte Raymond.

„Unabhängigkeitskriege interessieren mich halt, seit ich selbst an einem teilgenommen habe.“ Die Augen der Bajoranerin blitzten in einer schwer zu deutenden Weise auf. „Gandhi hatte Glück, weil die Engländer erpressbar waren. Aber wenn der Feind sehr überlegen, sehr fremdartig oder sehr skrupellos ist, wird so ein Gandhi nicht weit kommen: Die Jem’Hadar hätten ihn über’n Haufen geschossen, die Borg hätten ihn assimiliert und die Cardis in ein Arbeitslager gesteckt. England war trotz allem Imperialismus eine Demokratie. Hätten sie diesen armen, halbverhungerten Mann einfach tot geprügelt, obwohl er ihnen nichts getan hat, wäre das ein gefundenes Fressen für die Opposition und die Presse gewesen. Also mussten sie ihn am Ende wegen seines schlechten Gesundheitszustands frei lassen.“ Lairis legte ihren Arm um Raymonds Schultern. „Kommen Sie, ich würde gern wissen, ob meine Theorie stimmt.“

„Sie meinen, dass Demokratien erpressbar sind?“ Er grinste.



„Nein, dass die Sicherheitsbox im Wasser liegt.“

Sie traten an das Ufer eines riesigen, von Seerosen überwucherten Gartenteichs. Raymond buddelte im Schlick, aber alles, was dabei zum Vorschein kam, waren ein paar verfaulte Wurzeln, Wasserkäfer und Würmer. „Igit!“ schimpfte er.

„Sie müssen nicht im Schlamm wühlen, Raymond – ich weiß, wer das für uns tun kann.“ Ein kleines Lächeln kräuselte die Lippen des Captains, dann tippte sie ihren Kommunikator an: „Lairis an Prescott – wir haben Arbeit für Sie.“

„Verstanden, Ma'am. Lieutenant van de Kamp und Lieutenant Beck sind übrigens bei mir und scheinen sich gerade zu langweilen ...“

Im Hintergrund ertönten lautstarke Protestrufe.

Die Bajoranerin schmunzelte. „Das trifft sich gut. Sie können mir helfen, das Grundstück zu bewachen, und anschließend fliegen wir nach UTOPIA PLANITIA. Lairis Ende.“

„Das Grundstück bewachen? Wozu?“ wunderte sich Beck.

„Der Captain hat wohl eine Idee, wo Kitamuras Sicherheitsbox versteckt sein könnte. Offenbar wünscht sie keinen ungebetenen Besuch, während wir das Ding suchen“, erklärte Marc.

Beck schien anzunehmen, dass mit dem „ungebetenen Besuch“ Formwandler gemeint waren, denn als er neben dem Tor postiert wurde, stellte er seinen Phaser auf breite Streuung und zielte mit stählernem Blick abwechselnd in verschiedene Richtungen. Für Lairis ein willkommenes Ablenkungsmanöver, denn Beck schaffte es, die Aufmerksamkeit sämtlicher Sternenflottenoffiziere und ihrer zivilen Helfer auf sich zu ziehen.

Gerüchte über einen neuen Wechselbalg-Angriff flatterten wie Spatzen durch die Luft und niemand achtete auf Prescott, der mit beiden Armen im Schlamm steckte. „Teich? Ihr seid gut! Das ist ja schon ein kleiner Baggersee!“

„Soll ich Ihnen helfen?“ bot Raymond an.

„Nein danke, das muss wirklich nicht sein, Kadett.“

„Wir sehen einfach zu und weiden uns an deinem Elend“, zog ihn Marc auf.

„Du bist wirklich ein Kumpel“, entgegnete Prescott mit finsterer Miene.

„Ja, und? Strafe muss sein, wenn man so eine Schreckschraube anbaggert.“

„Soll ich ihm eine elektromagnetische Angel holen, Captain?“ fragte Raymond.

„Dann wäre es doch keine Strafarbeit mehr!“

„Was hat er denn getan?“

„Er hat Admiral Laytons Adjutantinnen gebeten, seine Couch mit ihm zu teilen, aber die gute Frau war von dem Angebot nicht sehr begeistert“, klärte Marc den Kadetten auf.

Raymond grinste.

„Wie weit seid ihr auf der Akademie eigentlich mit Sensoranalytik?“ fragte ihn Lairis.

„Im zweiten Aufbaukurs. Wieso?“

„Ich brauche noch einen zweiten Mann an der OPS.“

„Mit Sensordaten hatte ich nie Probleme. Das kriege ich hin“, erwiderte er zuversichtlich.

„Sie können sich aussuchen, wo Sie Ihren Krankenurlaub verbringen ... Sind Sie sicher, dass Sie mit mir auf die DEFENDER kommen möchten? Das Schiff Ihres Vaters?“

„Das Schiff meines Vaters ...“ wiederholte Raymond leise. In seinen Augen lag ein sentimentaler und dennoch stolzer Ausdruck. „Das ist irgendwie cool.“

„Dann ruhen Sie sich jetzt aus – das ist ein Befehl.“ Sie lächelte knapp. „Der morgige Tag wird anstrengend.“

„Soviel zu Raymond ... Was machen wir mit ihm?“ Marc van de Kamp zeigte auf Lieutenant Beck, der mit wachsendem Eifer das Tor bewachte.

Lairis beobachtete ihn nachdenklich. „Ich gebe ihm die Adresse eines guten Therapeuten. Bei dem war ich selbst.“

Marc blickte sie nachdenklich an.

Lairis holte tief Luft, überlegte sich offenbar genau, was sie sagen wollte. „Vor sieben Jahren war ich gezwungen, einen Freund zu erschießen, weil er von den Borg assimiliert wurde. Damit kam ich nicht klar, und ...“

„Ich hab sie!“ jubilierte Prescott in diesem Augenblick.

„Prima! Dann können ja gleich nach UTOPIA PLANITIA aufbrechen.“

Lieutenant van de Kamp nahm die schlammtriefende Sicherheitsbox in Empfang und Lairis machte sich auf die Suche nach Raymond. Er lag zusammengerollt in der Hollywoodschaukel, ein Datenpad unterm Kopf, und schlief tief und fest.

„Was ist mit Kadett Kitamura? Vielleicht hat er Lust, uns zu begleiten ...“ Prescott wischte sich die nassen Hände an der Uniform ab.

„Ich glaube nicht.“ Die Bajoranerin lächelte. „Er ist über den gesammelten Schriften des Dalai Lama eingeschlafen.“

# Utopia Planitia

**F**ähnrich Vixpan, Fähnrich Pamela Wheeler und Commander Jerad Silgon warten beim „Thunderbird“. Lairis setzte sich hinters Steuer und das Shuttle brach durch die Wolken. Auf dem kurzen Flug zum Mars schaukelten sich Commander Prescott und Lieutenant van de Kamp mit Spekulationen hoch, was die Sicherheitsbox enthalten könnte. Lairis fuhr sie an, sie sollten mit dem Unsinn aufhören. Das Thema rief nichts als unangenehme Erinnerungen in ihr wach.

Aber die waren vergessen, als sie mit ihrer Crew die UTOPIA PLANITIA Werft erreichte. Sie war schlicht überwältigt vom Anblick der DEFENDER. Das Schiff erinnerte im Design an die ENTERPRISE-E, war jedoch nicht ganz so groß. Drei Warp gondeln schmiegt sich rechts, links und unten an den elegant gebogenen Schiffsrumpf. Auf dem Diskussegment stand in schwarzen Lettern: U.S.S. DEFENDER NX-74958. Die gesamte Oberfläche schimmerte in einem matten Silber und das rote Leuchten des Mars spiegelte sich darin.

„Ich glaube, ich bin verliebt“, murmelte Lieutenant van de Kamp.

„Die Bajoranerin lächelte. „Schade, dass ich dieses Schiff nicht taufen durfte. Ich hätte ihm bestimmt keinen nichts sagenden Namen verpasst wie ‚Defender‘ ...“

„Na ja, Captain Kitamura war nicht gerade für seine Fantasie berüchtigt.“

Nun wurde eine Art Gangway ausgefahren, die die Crew ins Innere führte. Lairis fürchtete, sie würden nur stören, denn überall waren Techniker mit den letzten Diagnosen der Schiffssysteme beschäftigt. Aber dann eilte Dr. Pavel Kandinsky, der leitende Konstruktionsingenieur, herbei und verkündete großspurig, dass er sein „liebstes Baby“ in ihre Obhut gäbe. „Es kann mehrere Tage hintereinander mit Warp 9,978 fliegen, hat eine Feuerkraft, mit der man einen kleinen Mond vaporisieren könnte, und es ist fast so hübsch wie Sie.“ Die anderen lachten.

„Was für ein Charmebolzen!“ raunte Jerad, als der Mann außer Hörweite war.

„Nicht mein Typ.“

„Da bin ich aber froh!“

Lairis bedachte ihn mit einem freundlich-spöttischen Blick. „Du gibst nicht so schnell auf, wie?“

„Soweit müsstest du mich doch kennen!“

Die Besichtigungstour begann im Maschinenraum, der vom pulsierenden Licht des Warpkerns überflutet wurde. Ein einzigartiges Blau von besonderer Magie ... „Warpantrieb Cochrane 2000 plus Reserve-Warpkern, Alpha-6-Impulstriebwerke, isolarer Dualprozessor ...“ Dr. Kandinsky begann, jedes technische Detail zu erläutern, aber Lairis würgte ihn bald ab. Das enttäuschte Marc und ließ alle anderen erleichtert aufatmen.

„Lieutenant ...“ Der Konstrukteur blickte schnell auf seine Namensliste. „... van de Kamp, würden Sie mich für einen Moment in mein Büro begleiten?“

Marc spürte die skeptischen Blicke von Lairis wie Stacheln in seinem Rücken.

„Streng vertrauliche Dienstsache?“ wunderte er sich, als der Konstrukteur ihm ein karminrotes Datenpadd reichte.

Während blassgelber Text vor schwarzem Hintergrund herunterscrollte, starrte der junge Ingenieur sein Padd an, als wäre es ein Artefakt von monströser Hässlichkeit ... oder Schönheit.

Kandinsky räusperte sich. „Sie verstehen jetzt sicher, weshalb das Defender-Projekt streng geheim war.“

Was Sie nicht sagen! dachte Marc. Er konnte noch immer nicht glauben, was da in Buchstabenform über den Datenträger flimmerte. Das war mehr als nur eine „Streng Vertrauliche Dienstsache“ ... das war illegal.

„Unterscheiden Sie, dass Sie über das, was Sie eben erfahren haben, absolutes Stillschweigen bewahren – auch gegenüber den restlichen Mitgliedern der Crew. Anderenfalls droht Ihnen Kriegsgericht und bis zu zehn Jahre Haft.“

Marc schluckte. Lesen kann ich selbst, dachte er insgeheim. Es hatte bessere Zeiten gegeben, friedlichere Zeiten, als nicht ihm, sondern Layton und dem Konstrukteur viele Jahre Haft gedroht hätten. Er hielt den Beweis in den Händen, dass diese Zeiten endgültig Vergangenheit waren.

„Eigentlich sind Dokumente wie dieses nicht für die Augen eines Lieutenants bestimmt – aber da Sie als Ingenieur sowieso früher oder später auf unser kleines Geheimnis gestoßen wären...“

„Sollte der Captain nicht ebenfalls informiert werden?“

„Das wurde er bereits.“

„Er?“ hakte Marc verwundert nach.

„Captain Philipp Edwardson. Sie werden auf dem Weg zur Erde bei McKinley andocken und ihn an Bord nehmen.“

„Ich dachte, Captain Lairis würde diese Mission leiten!“ Lieutenant van de Kamp konnte seine Enttäuschung und seinen Ärger kaum verbergen.

„Captain Lairis hat von Admiral Layton eine schriftliche Vollmacht, das Schiff zu Erde zu fliegen. In dem Schrieb steht nichts davon, dass sie das Kommando bei der Hilfsmission übernimmt.“ Der Konstrukteur warf Marc einen mitleidig-ungeduldigen Seitenblick zu, ähnlich einem Lehrer, der einem Erstklässler zu erklären versucht, wie man multipliziert. „Wie Sie sicher wissen, ist Captain Lairis immer noch krankgeschrieben. Sie wurde von Wechselbälgern gefoltert, die Ärmste – lassen Sie sich das mal auf der Zunge zergehen! Admiral Layton hat mir zwar nicht genau gesagt was sie mit ihr gemacht haben, aber es muss furchtbar gewesen sein! Sie ist wohl dem Tod nur knapp von der Schippe gehopst und sollte eigentlich das Brett hüten.“

Marc nickte langsam. Ein berechtigter Einwand, wirklich berechtigt ... Kein verantwortungsvoller Offizier würde tatenlos zusehen, wenn sein Captain unnötige Risiken einging. Und Lairis riskierte mindestens ihre Gesundheit.

Aber einer illegalen Tarnvorrichtung zuzustimmen, ist natürlich verantwortungsvoll, höhnte seine innere Stimme. In seinem Magen lag ein fetter Eisklumpen, trotzdem siegte seine Faszination über die Abscheu. „Wie funktioniert diese Technologie?“ fragte er mit vor Aufregung vibrierender Stimme. „So ähnlich wie die Tarnvorrichtung der Romulaner?“

„Ganz und gar nicht! Die Tarnvorrichtung der Romulaner ist primitiv gegen unser Interphasen-Technologie!“ prahlte Kandinsky.

„Interphasen-Technologie?“ staunte Marc. „Heißt das, die Tarnvorrichtung verändert die Struktur der Materie eines Schiffes?“

„Und aller Dinge und Personen, die sich an Bord dieses Schiffes befinden, jawohl.“

„Das bedeutet, man kann in getarntem Zustand theoretisch durch Materie fliegen? Durch ganze Planeten, wenn 's sein muss?“

„Durch Planeten, Sterne, andere Schiffe ... Aber das ist nicht ganz ungefährlich. Die PEGASUS, das erste Schiff, das mit dieser Art Tarnvorrichtung ausgestattet war, wurde durch einen scheußlichen Unfall zerstört: Die Tarnvorrichtung hatte eine Fehlfunktion und das Schiff verschmolz mit einem Asteroiden. Dutzende Crewmitglieder fanden den Tod.“

Schreckliche Szenen spielten sich in Marcs Fantasie ab und er verzog angewidert das Gesicht. „Und wie wollen Sie sichergehen, dass so etwas nicht noch mal passiert?“

„Hundertprozentige Sicherheit gibt es nie, aber sagen wir: Die Wahrscheinlichkeit, dass Ihnen der Mond auf den Kopf fällt, ist größer. Der Unfall ist vierzehn oder fünfzehn Jahre her und die Tarnvorrichtung wurde selbstverständlich weiterentwickelt. Unter der Leitung Admiral Laytons.“

Lieutenant van de Kamp war immer noch nicht beruhigt. „Trotzdem ist es illegal!“

„Illegal ist so ein hässliches Wort!“ echauffierte sich der Konstrukteur. „Ich nenne es lieber präventiv. Papier ist geduldig, unsere Gegner brechen ständig ihre Verträge oder biegen sie so zu recht, wie es ihnen in den Kram passt! Was war mit diesem durchgeknallten Cardassianer, der Captain Picard gefoltert hat? Aber nein, wir sind so naiv und lassen uns von Romulanern, Cardies und dem ganzen zwielichtigen Pack irgendwelche Fesseln anlegen. Natürlich gilt der Vertrag von Algeron immer noch, und natürlich ist es illegal, Tarnvorrichtungen zu entwickeln. Aber es nützt ja nichts – wir müssen der Realität ins Auge schauen! Dieser Vertrag passt nicht mehr in unsere Zeit. Das Dominion hat der Erde den Saft abgedreht und wir diskutieren, ob wir die Tarnvorrichtung aus der DEFENDER ausbauen sollen, weil die Konferenz von Antwerpen in die Luft geflogen ist. Mein lieber Schwan – wenn unsere Politiker nicht endlich aufwachen, gibt es bald keine Föderation mehr! Uns droht höchstwahrscheinlich ein Krieg!“

„Mit dem Dominion. Wollen wir auch noch einen Krieg mit den Romulanern riskieren? Das tun wir nämlich, wenn wir Schiffe mit Tarnvorrichtung durch die Gegend fliegen lassen.“

„Die Romulaner haben nie von der Tarnvorrichtung der PEGASUS erfahren, bevor Captain Picard sie mit der Nase darauf gestoßen hat. Aber nun wissen Sie es und liegen seit zwei Jahren auf der Lauer. Selbstverständlich haben sie uns nie abgenommen, dass wir das Projekt in der Tonne versenkt hätten.“ Dr. Kandinsky schob Marc ein zweites Datenpadd herüber. Es zeigte das Foto eines jungen Mannes mit blauen Augen, braunem Haar und einem breiten, schalkhaften Lächeln. Er sah freundlich aus, humorvoll und intelligent. Doch Lieutenant van de Kamp wurde von einer dunklen Ahnung erfasst, als er das Bild betrachtete.

„Wer ist das?“

„Das war Aidan Barnes, mein Assistent. Der beste, den ich je hatte. Bis er eines Tages von seinem Urlaub auf Casperia Prime nicht zurück kehrte ...“

Marc schluckte hart. „Er starb?“

„Das könnte man so sagen. Der Aidan Barnes, den wir kannten und mochten, ist tot. Die Sternenflotte fand ein ausgemergeltes Häufchen Elend in zerfetzten Kleidern, auf einem unbewohnten Planeten ausgesetzt ... Sie identifizierten ihn als Aidan Barnes, doch er selbst erinnerte sich weder an seinen Namen noch an sein Leben oder die phänomenalen technischen Leistungen, die er vollbracht hatte. Er faselte nur ständig was von Monstern mit grünen Zähnen, die ihm glühende Nadeln in den Kopf bohrten. Wir nehmen an, dass er von den Romulanern weggefangen und mit Gehirnsonden gefoltert wurde. Sie haben keine technischen Details erfahren, aber seit dem wissen sie, dass wir die Interphasen-Tarnvorrichtung weiterentwickeln.“

„Kann man überhaupt romulanischen Gehirnsonden widerstehen?“ fragte Marc erschüttert.

„Man schafft es mit sehr großer Willenskraft, aber der Preis ist verdammt hoch: irgendwann verliert man den Verstand. Aidan Barnes schläft jede Nacht zusammengerollt auf dem Boden, weil er sich vor Vulkanausbrüchen unter seinem Bett fürchtet. Aber das macht ihm nichts aus, denn der Boden in seiner Zelle ist weich gepolstert, genau wie die Wände. So kann er sich nicht verletzen, wenn er immer wieder mit dem Kopf dagegen schlägt.“

„Sie sagen es – der Preis ist zu hoch.“ Die Worte quollen wie Erbrochenes aus Mars Kehle.

„Das sieht die Sternenflotte genauso. Sie versuchen seit zehn Monaten, die Romulaner an den Verhandlungstisch zu bringen: Wir fordern die Aufhebung der Algeron-Klausel, sie fordern, dass wir die neue Tarntechnologie mit ihnen teilen. Leider gab es bisher im Romulanischen Senat noch keine Mehrheit für einen solchen Deal.“

Bisher keine Mehrheit ... Und nun? Seit gewisse Indizien darauf hindeuteten, dass Laytons Mitverschwörer romulanische Diplomaten ermordet hatten? Damit hat sich doch Layton ein Eigentor geschossen, überlegte Marc still. Oder etwa nicht? Schließlich dachte alle Welt, Formwandler hätten den Anschlag verübt. Wollte Layton die Romulaner gar auf seine Seite ziehen?

Hoffte er, die letzten Zweifler im Romulanischen Senat zu überzeugen, wenn sie endlich sehen würden, wie gefährlich das Dominion wirklich war? Spekulierte er gar darauf, dass die Romulaner ein Bündnis mit der Föderation eingingen? Und der Sternenflotte Tarnvorrichtungen gönnten? In ihrem eigenen Interesse?

Lieutenant van de Kamp stützte den Kopf in beide Hände. Pochende Kopfschmerzen – als würde sein Gewissen mit Fäusten gegen seine Schädeldecke hämmern, um ihn zu warnen – wurden immer stärker. Aber die Warnung kam zu spät. Es gab kein Zurück mehr. Über seine Lippen sollte kein Wort kommen, das einen Krieg mit den Romulanern auslösen konnte.

Als er den elektronischen Stift in die Hand nahm, verkrampten sich seine Finger und seine Unterschrift wurde krakelig. Er verließ den Raum als ein Mitwisser, ein Komplize.

Um eine Minute später Captain Lairis gegenüberzutreten, was beinahe genauso schwer war.

„Ich sollte wohl endlich lernen, das Kleingedruckte ernst zu nehmen“, erwiderte sie bitter. „Warum hat Layton nicht gleich diesen Edwardson hergeschickt, wenn er mich für todkrank hält?“

„Fragen Sie mich bitte was Leichteres.“ Es kostete Lieutenant van de Kamp große Willensstärke, ihrem Blick nicht auszuweichen. „Die Wahrheit ist: Ich halte es durchaus für vernünftig, wenn Sie sich noch ein paar Tage schonen ...“

„Mir geht es gut.“

„Darf ich offen sprechen?“

„Meinetwegen.“

„Sie sehen nicht so aus.“

„Vielen Dank, das hört ein Mädchen gern.“

„Im Ernst, ich bin auch nicht der Meinung, dass Sie schon wieder arbeiten sollten!“

„Ich arbeite ich nicht – ich bin Captain. Ich sitze im Sessel und erteile Befehle.“

Marc seufzte. Er kannte Lairis' Gewohnheit, Schrammen an ihrer Seele mit Witzen zu überspielen. Meist lachte er darüber, aber diesmal war ihm beim besten Willen nicht danach zumute.

Als sich Lairis in den Captainsessel sinken ließ und über das kühle Metall der Lehnen strich, überkam sie ein Gefühl der Verbundenheit. Sie kämpfte erfolglos gegen ihre tiefe Enttäuschung. Wie schade: in weniger als einer halben Stunde musste sie die USS DEFENDER bereits Captain Edwardson übergeben ... doch ein Teil ihres *Pagh* würde hier zurückbleiben.

*Mit so einem Schiff können wir alles erreichen*, dachte sie ehrfurchtsvoll.

To be Continued ...

## Episode 03: Hinter der Maske, Teil 2:



Durch Zufall erfahren Jerad und T'Liza von Laytons Vorhaben, den unbequemen Captain Sisko als Wechselbalg zu „entlarven“. Auf der Suche nach Beweisen werden sie verhaftet und landen in einer Arrestzelle der USS LAKOTA, zusammen mit der abtrünnigen "Red Squad"-Kadettin Kilari Kayn.

Die USS CASABLANCA wird derweil zum Patrouillendienst an der cardassianischen Grenze abkommandiert. Ein Befehl Admiral Laytons bringt sowohl Prescott als auch Lairis in einen schweren Gewissenskonflikt. Der Captain schmiedet schließlich einen gewagten Plan – und begibt sich selbst in tödliche Gefahr ...

Sommer 2006 auf [www.st-defender.de](http://www.st-defender.de)